



Der Ritt ums Glück.

Sportroman

von

Wilhelm Meyer-Förster.

Achtes Kapitel. 3

Die Rennen zu Nizza brachten Brandes' Farben Sieg auf Sieg. Mr. White, sein alter Trainer, war mit nur drei Pferden nach dem Süden gekommen, aber das kleine Trio holte gegen die große Streitmacht der Pariser und Engländer Preis auf Preis.

Der Prinz von Reichenberg hatte ebenso wie die übrigen anwesenden Deutschen große Summen in Wetten gewonnen, denn die deutschen Herren hielten zu Brandes' Pferden und brauchten diese patriotische Taktik nicht zu bereuen.

Räthchen war nur am ersten Tage mit hinausgefahren. Sie bekam Herz klopfen, als des Vaters Pferde in den Rennen liefen, und ihre Aufregung war bei scharfen Endläufen so groß, daß der Arzt Brandes dringend bat, das Mädchen nicht wieder mit hinaus zu nehmen:

„Die Kleine sieht kräftiger aus, als sie ist. Man muß sehr auf sie achten und vor allem ihr seelische Erregungen fern halten.“

Brandes war tief bestürzt.

„Ihr hat nie etwas gefehlt, sie war von klein an das gesündeste Ding.“

Er redete sich ein, der französische Arzt sehe zu schwarz, und beschloß, nach der Rückkehr in Berlin sofort Lepden zu konsultieren. Natürlich gab er es aber nicht zu, daß Räthchen noch einmal mit hinaus fuhr.

Am Tage der großen Steeple-Chase kam der Prinz von Reichenberg vor das Hotel des Anglais gefahren, um Brandes abzuholen. Räthchen saß mit Konrad



Arnt Fränkel.

J. A. André.

Nils Strindberg.

Der Nordpolfahrer André und seine Begleiter.

auf der Terrasse und las die deutsche Post. Sie gähnte und sah etwas gelangweilt aus, als aber der Prinz kam und um die Erlaubnis bat, einige Augenblicke Platz zu nehmen, war sie aufgeräumt und sogleich in bester Stimmung.

„Morgen sind keine Rennen, nicht wahr? Dann machen wir endlich die Partie nach Monte Carlo. Konrad, Sie gehen auch mit, ich freue mich zu sehr.“

Der Prinz sah bleich aus und abgepannt, dunkle Ringe lagen unter seinen Augen. Er trug Gehrock und hohen Hut, hellgraue Handschuhe und ein Monocle ohne Einfassung. Der Anzug gab ihm ein ganz unvorteilhaftes Aeußere, er sah darin fast schwächlich aus.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, gnädiges Fräulein. Monte Carlo ist sehr schön, ja, man muß es gesehen haben. Im übrigen finde ich Nizza in diesem Jahre ohne Reiz, wahrhaftig. Es ist da eine Unmenge Pöbel, namentlich auf den Rennen. Lauter Verbrecherphysiognomien. Das macht dieses Monaco. Das Gefindel will Geld verdienen und kommt aus aller Welt, um hier zu gaunern.“

„Darauf kann man sich schließlich nicht wundern,“ sagte Konrad.

Der Prinz sah ihn mit müden, halbgeschlossenen Augen an und nickte:

„Es war in Nizza früher anständiger. Als ich zum ersten Male hierher kam, es sind acht Jahre her, ja, da sah man hier alle Welt. Der Großfürst Konstantin war da, der Herzog von Connaught und das halbe Frankreich. Es war sehr vornehm früher.“

„Werden Sie heute wieder Papas Pferde wetten?“ fragte Räthchen.

Er wurde lebhafter und setzte sich in dem Sessel aufrecht.

„Ja, selbstverständlich. Gewinnen wir heute, so ist

das eine große Sache." Und zu Konrad gewendet sagte er: "Vielleicht haben Sie Mr. White gesprochen? Ist er mit den Pferden zufrieden? Ich wollte, Herr Brandes käme, wir müßten fahren, ich muß auch mit dem Jockey noch sprechen. Wahrhaftig, ich wollte, es wäre Abend, diese Rennen ruinieren einem die Nerven. Sie thun sehr recht, gnädiges Fräulein, nicht hinauszufahren, man sollte nie auf die Rennen gehen, nie, nie."

"Ich denke, Sie hätten ein gutes Meeting gehabt," sagte Rätchen, "Sie hätten alle Tage gewonnen? Nicht wahr?"

Er nickte.

"Ja. Aber man riskiert ja nichts. Man verpaßt die besten Gelegenheiten, und Leute, die auf eine verdammte Karte tausend Louis setzen, besinnen sich auf der Rennbahn, ob sie die Hälfte riskieren sollen. Pardon, gnädiges Fräulein."

Er nahm das Monocle aus dem Auge und fuhr sich etwas verlegen über die Stirn.

"Was kümmert das alles Sie, mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich davon sprach. Sie sehen heute reizend aus, Fräulein Rätchen. Was hat der Doktor gesagt? Sie wären krank? Oder schwächlich? Sagen Sie ihm, er wäre ein Narr."

Sie lachte.

"Er will nur nicht, daß ich zum Rennen soll, es rege mich zu sehr auf."

"O, der weise Mann!" sagte er, und ein feines Lächeln ging über sein Gesicht, das den blassen, hageren Zügen etwas sehr Lieblichwürdiges gab, als ob die Jugend darin nur geschlummert habe und erwache; der hat sehr recht, Fräulein Rätchen. Das Rezept sollte er uns allen verschreiben. Mir vor allen."

Wagen auf Wagen rollte über die Promenade an der Terrasse des Hotels vorbei, die Damen in großen Toiletten, Frühlingskleider mit Pelzwerk, Weischen auf den Hüften, Weischen auf den Pelzen, Weischen an den Laternen des Wagens und Weischen am Geschirr der Pferde.

Brandes ließ immer noch warten, und der Prinz wurde unruhig.

"Dann würde ich an Ihrer Stelle mir einmal selbst das Rezept verschreiben," sagte Rätchen. "Bleiben Sie heute hier. Durchlaucht, und während die andern draußen sich ärgern und ihr Geld verlieren, gehen wir spazieren oder fahren nach Villefranche und suchen Muscheln." Lebhaft beugte sie sich vor, von dem plötzlichen Einfall selbst begeistert. "Ja, wirklich, das wollen wir thun."

Der Prinz lachte: "Das nächste Mal, Fräulein Rätchen, bestimmt. Aber heute, nein, wahrhaftig, heute geht es nicht. Ich muß hinaus."

Sie schaute etwas enttäuscht aus, und er suchte ihr umständlich und verlegen auseinanderzusetzen, daß seine Anwesenheit heute auf der Rennbahn in der That notwendig sei. Ganz plötzlich aber unterbrach er sich sah nach der Uhr und stand auf:

"Nun habe ich faktisch nicht mehr Zeit, ich muß allein fahren."

In diesem Augenblicke kam Brandes. Er bat um Entschuldigung, daß er hatte warten lassen, lachte über des Prinzen allzu große Unruhe, verabschiedete sich zärtlich von Rätchen, freundschaftlich wie immer von Konrad und ging mit dem Prinzen die Treppe hinab zum Wagen.

Rätchen beugte sich über die Balustrade und sah die beiden einsteigen. Sie lachte ihnen zu und rief: "Viel Glück!"

Der Wagen rollte am Meere entlang die prachtvolle Promenade hinauf, Brandes schaute sich noch einmal um und nickte, der Prinz that das Gleiche. Rätchen errötete und sah den beiden noch lange nach.

Dann trat sie langsam zurück und nahm wieder ihren Platz an Konrads Tische. Sie sprachen eine Zeitlang nichts, beide schienen zu lesen. Auf der Promenade wurde es still, die letzten verspäteten Wagen waren nun schon draußen auf der Fahrt zum Rennen, die Terrasse lag leer, das eben noch lebhafteste Hotel schien wie ausgestorben.

Nach einer Zeit schaute Rätchen auf. Sie war in einer merkwürdig weichen Stimmung, wie jemand, dem eine große, herzliche Freude bevorsteht. Sie blickte Konrad an, der immer noch las und bisweilen sich Notizen machte. Wie hübsch er aussah! So frisch und männlich, so ehrlich und treuherzig. Und aus ihrer weichen, glücklichen Stimmung heraus that sie etwas, was sie noch nie gethan: sie legte ihre kleine Hand auf seinen Arm und rief ihn leise an:

"Konrad."

Erstaunt sah er auf, eine Röte zog über sein Gesicht.

"Nicht wahr, wir beide sind gute Freunde geworden?"

Er verstand diese plötzliche warme Empfindung nicht ganz, aber er nickte freudig:

"Ja, Rätchen, gute Freunde."

"Kommen Sie, Konrad, wir wollen auf die Balustrade lehren und übers Meer schauen. Und dabei plaudern. Ah, ich bin heute glücklich, ich möchte die Welt umarmen."

Ein paar Segel kreuzten über die blaue Fläche vom Kap Ferrat her, und die ganze weite Bucht lag unter dem Himmel des Januar wie ein Frühlingsmeer.

"Wie schön das ist!"

"Ja, schön."

"Konrad."

"Was?"

"Konrad, was halten Sie von dem Prinzen? Ich meine, was denken Sie über ihn?"

Die Frage kam zögernd, wie etwas, das man lange fragen wollte und das man scheu doch nicht auf die Zunge brachte.

Konrad blickte auf: "Ich von dem Prinzen?"

Ihm war, als ob ihm ein scharfer, schneidender Stich ins Herz gedrungen wäre. Was sollte diese Frage? In solchem stockenden, scheuen Tone? O, die Frage war von einer unheimlichen Deutlichkeit!

War er denn blind gewesen?! Dann stieg ein Grimm in ihm empor, schnürte ihm die Kehle und machte seine Stimme rau:

"Ich halte nicht viel von ihm."

Aber im nächsten Augenblicke that ihm das harte Wort leid. Mit so großen, angstvollen Augen starrte das Mädchen ihn an, so erschreckt, so entsetzt, daß er sich mühte, seine Worte zu mildern.

"Das heißt, ich meine, er mühte auf sich selbst und seine Stellung mehr Rücksicht nehmen. Die Leute sagen, er ruiniert sich."

"Der Prinz von Reichenberg ist meines Vaters Freund. Und auch mein Freund." Ihre Stimme bebte. Nicht mehr weich und erschreckt, wie eben, stand sie vor ihm, sondern mit blühenden Augen, die kleine geballte Hand fest auf die Balustrade gestemmt. "Kein Mensch hat das Recht, Schlechtes über ihn zu reden."

"Sie haben mich selbst gefragt."

Sie wandte sich halb von ihm und schaute starr über die Straße fort zum Meere. Nach einer Zeit nahm sie ihren Hut, der noch auf dem Tische lag, und that einige Schritte nach der Thür des Saales. Aber sie hielt noch einmal an. Ohne Konrad anzuschauen, sagte sie wie gleichgültig:

"Was kümmert es die Leute, ob er sich ruiniert. Das geht niemand an. Uebrigens ist es nicht wahr. Er ist der reichste Mann in Polen und hat außerdem noch Güter in Rußland. Er hat es mir selbst erzählt." Sie lachte kurz auf, wie verachtend.

Konrad wollte entgegen, es gäbe noch eine andre Art, sich zu ruinieren, nicht nur sein Hab und Gut, sondern auch Körper und Geist. Er dachte an die tollen Geschichten, die man von dem Prinzen erzählte, von der Tänzerin Marie Montfaucon und der letzten Reise des Prinzen nach Paris. Aber er schwieg.

Und Rätchen ging, ohne einen Gruß. Der erste Schatten lag zwischen ihnen, die sich so freundschaftlich nahe getreten waren.

Nun war Konrad allein auf der weiten Terrasse. Seine Augen waren sehend geworden, jetzt begriff er alles. Er dachte nicht an sich und den Schmerz, der schneidend in sein Herz gezogen war, nur an Rätchen. Was sollte daraus werden! Wenn der Prinz es gewagt hatte, sich dem Mädchen zu nähern und ihr mehr zu sein als ein Freund — er ballte die Hände, das wäre unerhört! Denn nie würde der Prinz daran denken, das Mädchen zu heiraten, unmöglich! Brandes war aus dem Dunkel emporgestiegen, immer höher, der glücklichste und genialste Abenteurer, der je in die Kreise der obersten Tausend sich aufschwang. Man spielte mit ihm am Kartentische und drückte ihm auf dem Tuf die Hand, man wettete seine Pferde und speiste mit ihm im Klub. Man fuhr in seinen Wagen und amüsierte sich bei seinen ausgezeichneten Dinern. Aber an eine Verbindung zu denken zwischen einer Tochter dieses Mannes und dem Prinzen von Reichenberg — das wäre Wahnsinn!

Ein andres Bild flog in seine trüben Gedanken: Annie Griotte. Lange hatte er an sie nicht gedacht. Seit Rätchen Brandes in sein Leben getreten war, fröhlich und in dem ganzen Schimmer der eben erblühten Jugendschöne, offen, herzlich, nettisch, ein reizendes Bild in dem goldenen Rahmen des Reichtums, seitdem war Annie Griotte ihm langsam immer weiter entchwunden. Es gab eine Zeit, wo er geglaubt hatte, das Mädchen gern zu haben, aber es mußte doch wohl ein starkes Empfinden gewesen sein. Die andre Glänzendere hatte Annie mühelos verdrängt, und erst in dieser Stunde mußte er von neuem an jene denken, jetzt da er wußte, daß der schimmernde Schmetterling hoch über ihm fortflatterte.

Annie Griotte! Er sah sie wieder neben sich in dem Gedränge der Bierstube, er hörte Griotte pathetisch reden und schaute in das kleine dürftige Zimmer, das eine freundliche Hand ihm wohlthätig geordnet hatte. Annie Griotte! Monatelang hatte er sie nicht

mehr gesehen, was mochte sie jetzt thun und treiben? Vielleicht war schon ein anderer gekommen, der es aufrichtiger und herzlicher mit ihr meinte. Oder vielleicht ging es den Griottes schlecht. Er wußte, wie kümmerlich sie sich durchkämpften, und er hatte nicht einmal daran gedacht, in den kalten Wintertagen, wo die Armut doppelt leidet, nach ihnen zu sehen. Aus den Augen, aus dem Sinn!

Auf der englischen Promenade war es wieder lebendiger geworden. Nizzas Reichtum promenierte da vor ihm, die Sonne glänzte, ein warmer Wind kam über das Meer von Süden, und der Oberkellner trat im Vorbeigehen höflich zu ihm und fragte, ob die Herrschaften gleich nach dem Rennen zu dinieren wünschten.

Eine große Sehnsucht kam über ihn — nach den Griottes und dem kleinen Zimmer mit der grünen Lampe, eine große Sehnsucht nach dem Norden. Da war jetzt Eis auf den Flüssen und Schnee auf den Dächern, kein ewiger Südwind, keine parfümierten Blumen, keine Rennen. Es war das Heimweh, das ihn erfaßte, das Heimweh nach dem Norden und das Heimweh nach den Menschen, zu deren einfachem Wesen er gehörte. Ihm war, als sei alles hier nur ein Traum, ein phantastisches Märchen. Wie kam er, Konrad, da hinein, was hatte er damit zu thun?!

"Du bist ein Philister, mein Junge," hatte Brandes einmal scherzend zu ihm gesagt, "der an der Scholle klebt und nie sich selbst emporheben wird!"

Ja, ganz recht. Brandes hätte ihn dort unten lassen sollen auf der Erdscholle. Hier oben in der unsicheren Weite würde er nie den rechten Weg finden. Und vielleicht auch nie mehr den Rückweg.

Die Sonne war bereits niedergegangen, und eine durchdringende Kälte stieg aus der Erde heraus, als die ersten Wagen vom Rennplatz zurückkamen. Sie führten bereits Laternen, denn rasch folgten sich Dämmerung und Nacht. Vor dem Hotel des Anglais hielt Equipage auf Equipage, die Kellner eilten hinaus, im Augenblicke herrschte in dem weiten Hause wieder das regle Leben.

Brandes und der Prinz kamen erst spät, sie waren verstimmt und rebeten ziemlich erregt in englischer Sprache. Konrad verstand nur so viel, daß es sich um beträchtliche Verluste handelte. Rätchen erschien zum Diner in reizender Toilette, weiß mit hellblauen Schleifen, das Haar mit einem seidenen Bande durchflochten, das über die Schulter niederhing. Man speiste in einem kleinen Seitenraum zu viert, und mit seiner alten Elasticität fand Brandes bald seine gute Laune. Er stieß mit dem Prinzen an:

"Immer, Durchlaucht, kann man das Glück nicht meistern."

Der Prinz nickte und gab sich sichtlich Mühe, seine Unbefangenheit zu finden. Er sprach hastig, trank übermäßig rasch und erzählte von russischen Jagden, wie man mit zwei Windhunden den Wolf hegt. Dann ganz plötzlich verlor er die Haltung. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, er lehnte sich in den Sessel und wurde totenblau.

Rätchen schrie leise auf:

"Mein Gott, was ist?!"

Er nahm seine letzte Kraft zusammen und richtete sich auf. "O nichts, nichts." Hastig leerte er ein Glas Wasser und trank etwas Rotwein.

"Ich habe Ruhe nötig, lieber Brandes," sagte er, "in allem. Nicht nur heute. Es geht mir über den Kopf. Es ist zu viel."

Es dauerte einige Zeit, bis man den Kammerdiener fand, der ihn hinausgeleitete sollte. Als der dann erschien, lehnte der Prinz seine Hilfe ab und richtete sich auf. Vor Rätchen verneigte er sich freundschaftlich wie immer und sagte mit seinem feinen Lächeln, das ihm jedesmal ein fast frisches, herzliches Aussehen gab:

"Ich glaube, wir hätten besser gethan, Fräulein Rätchen, Muscheln zu suchen. Nicht wahr?"

Sie antwortete nicht. Eine Thräne stand in ihrem Auge.

Er sah sie groß an, wie erschreckt. Dann reichte er ihr die Hand: "Bis morgen, Fräulein Rätchen." Einsilbig beendeten die drei die Mahlzeit.

Als sie aufstanden, gab Brandes Konrad eine Zigarre.

"Wir wollen noch etwas arbeiten, mein Junge, das bringt einen wieder in Stimmung. Bis nachher, Rätchen."

Da hielt sie den Vater einen Augenblick fest.

"Was war mit dem Prinzen?"

Er blickte ihr ins Auge. "Das kümmert dich nicht, Rätchen."

Auf der Treppe sagte er zu Konrad:

"Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten. So alle Fassung zu verlieren. Der Mann hat keine Nerven, er geht zu Grunde und wehrt sich nicht."

Konrad hielt einen Moment an: "Er geht zu Grunde?"

"Ja."

Neuntes Kapitel.

C. W. Kalm kam gleichfalls nach Nizza. Was wollte er in Berlin, wo sich kein Mensch um ihn kümmerte, ausgenommen die, welche er dafür bezahlte. Er hatte sich um Aufnahme in den Unionklub beworben und war abgewiesen worden. Seitdem befand er sich in einer grauenhaften Stimmung, die der arme Baron von Rosse auszustehen hatte.

„Sie ganz allein haben mich zu allen diesen Albereien verführt,“ sagte C. W. Kalm; „wenn Sie glauben, daß ich dieses elende Berliner Pflaster treten und mit ruinierten Reuten mich umhertreiben will, dann irren Sie sich. Die Satane von Rennpferden soll der Teufel holen, ich will sie nie mehr sehen.“

Trotzdem fuhr er alle paar Tage nach Hoppegarten, um die Pferde zu besichtigen, die Futterlisten zu kontrollieren und mit dem Trainer George Streit anzufangen. Eines der zweijährigen Pferde, das „Lucifer“ hieß, hatte gegen C. W. eine merkwürdige Antipathie. Vielleicht war es von ihm einmal geknufft oder gestochen (er that das gern, wenn er übler Laune war), denn jedesmal, sobald das Tier C. W.s Stimme hinter sich hörte, wurde es unruhig, schlug und ließ seinen Besitzer trotz aller Schmeicheleien des Trainers nicht in die Box.

„Ich werde dieses niederträchtige Schenkel schlachten lassen,“ sagte C. W. „Subjekte, die ich nicht leiden kann und die mir entgegentreten, ruiniere ich.“

Er erhob dabei seine Stimme und sah den Baron, Mr. George und die kleinen ängstlichen Stallungen herausfordernd an. „Ich lasse mir von niemand etwas bieten, auch von solcher Canaille nicht. Was hat das Pferd gekostet? Dreitausend? Von. Es wird geschlachtet, basta.“

Mr. George, ein Mann mit dem Aussehen einer Bulldogge, der früher die Pferde des Herzogs von Este trainiert hatte, war nicht gelaunt, sich solche Redereien gefallen zu lassen und gleich dem armen Baron Herrn Kalm's Ausführungen ruhig einzustudieren.

„Wenn es Ihnen beliebt, Mr. Kalm,“ sagte er, „mir beständig ins Handwerk zu pfuschen, so suchen Sie sich, bitte, einen andern Trainer. Der Rappe ist unser bestes Pferd im Stalle, das einzige, das überhaupt was taugt, und wenn „Lucifer“ aus dem Stalle soll, dann, bitte, nehmen Sie Ihre sechzehn übrigen Schinder und suchen Sie sich jemand, der daran Mühe und Arbeit verschwendet wie ich.“

C. W. wurde über diese Rede nicht weiter böse.

„Ist er wirklich das beste Pferd?“

„Ja.“

„Wird diese Canaille Rennen gewinnen?“

„Ja.“

„Dann soll er nicht geschlachtet werden, wahrhaftig nicht.“ Er versuchte, sich von der Seite dem Rappe zu nähern und ihn zu streicheln, aber nun kam das Tier in die größte Unruhe, stieg, schlug und riß so an seinen Ketten, daß Mr. George dazwischen sprang und C. W. zurückdrückte.

„Das Pferd soll Ruhe haben, Mr. Kalm, ich will das nicht.“ Der Mann war in schlechtester Laune, während C. W.s Stimmung umgekehrt eine rosigte wurde. Als er mit dem Baron aus dem Stalle ging, sagte er zu dem Trainer: „Das Pferd soll so viel fressen, wie es will, nichts soll gespart werden. Wenn die Canaille aber keine Rennen gewinnt, dann will ich selbst davon Beefsteak essen, gut durchgebraten mit Zwiebeln.“

Nun war C. W. in Nizza. In Berlin fror er, und außerdem hatte er eines Nachts geträumt, er werde in Monaco die Bank sprengen. Gleich am andern Morgen mußte der Baron beide Koffer packen, und vierundzwanzig Stunden später hatte C. W. der Bank von Monaco rund sechzig Mille abgenommen.

„Ich knöpfe diesen Halsabschneidern eine blanke Million ab,“ sagte er zu dem Baron, der am gleichen Nachmittage seine ganzen kleinen Ersparnisse der letzten Monate am grünen Tische gelassen hatte, „ich will hier ein Exempel statuieren, ich bin der Mann dazu.“

Er war wirklich der Mann dazu. Er spielte nicht ängstlich wie die einen oder vornehm wie die andern, nicht mit Leidenschaft und nicht mit mühsamer Berechnung, sondern dreist, frech. Er wußte als Reserve hinter sich seine Millionen, die in der Bank von England lagerten, und wenn er im gemeinen Leben um Groschen und Sous feilschte, war er am Spieltische der Bankierskaufmann, der über Verluste sich nicht ärgert. Denn nach den Verlusten kommen die Gewinne, wenn man die Sache nur durchhält.

Er war das, was man einen gemeinen Spieler nennt. Ging eine Rolle Gold zum Aukud, so schimpfte er, und wenn er einen großen Stoß landete, lachte er so laut, daß die Spieler an den Nebentischen unruhig wurden. Auch konnte er sich vortrefflich amüsieren, wenn seine Nachbarn, der Baron und ein schwindfächtiger, fahler Kusse, verloren. Des Barons kleinen und immer kleineren Einsatz behielt er genau im Auge, und als er verschiedene Zehntausend-Franken-einsätze verlor, kam er nicht im geringsten aus der guten

Stimmung, weil bei denselben Sätzen der Baron seine letzten paar Kröten eingebüßt hatte.

Als es Abend wurde und das Spiel zu Ende ging, schätzten die Leute des Yankee Gewinn auf viele Hunderttausend, am andern Tage sprach ganz Nizza davon. „Leihen Sie mir hundert Louis,“ bat ihn der Baron, aber C. W. Kalm schlug das rund ab:

„Es gefällt mir ohnehin nicht, daß Sie spielen. Wie kommt ein Mann Ihrer Stellung, der noch dazu quasi mein Beamter ist, in die Versuchung, zu spielen? Ich verstehe das nicht, mehr noch: ich will das nicht. Sie bekommen monatlich 1250 Mark Honorar, das ist enorm. Legen Sie solche Summe an, wie es sich gehört. Ich will nichts sagen, ich will nicht unzart sein, aber dieser Anzug da — ja, du lieber Gott, den sehe ich nun seit fünf Monaten tagtäglich. Und dann wundern Sie sich, wenn die seine Gesellschaft von Ihnen und mir nicht viel wissen will! Wozu aber, mein Verehrtester, habe ich Sie engagiert? Mich einzuführen, mich mit den Leuten da bekannt zu machen! Elegante und neue Anzüge, die kann ich bei Ihnen geradezu verlangen! Dafür und nur dafür zahle ich dieses enorme Geld. Und statt dessen wird das hier verjurzt!“

Der alte Baron war totenblaß geworden. Der Mensch, der da zu ihm sprach, hatte nur zu sehr recht: der Anzug begann leise an den Nähten zu schimmern, und die blaue Krawatte hatte auch schon bessere Tage gesehen. Aber ihm das zu sagen, mit dünnen Worten, wie man einem Bedienten die schmutzige Livree vorhält — das Blut stieg ihm zu Kopfe und begann in seinen Schläfen zu hämmern.

Er wollte etwas entgegnen, ein Wort sagen, das ihn für immer von diesem entsehlenden Menschen befreien würde, aber das Wort kam nicht über die Lippen. C. W. Kalm steckte seine kurze englische Pfeife an und ging hinaus, der Baron blieb — ein Mensch, der unter die Näder gekommen ist.

Er ging schwanlend, wie trunken über die Straße in eine kleine Weinwirtschaft und ließ sich Absinth geben. Arbeiter kamen herein und zwei Kutsher, sie tranken gleichfalls Schnaps. Es war ein halbdunkler Raum, unfreundlich, unbehaglich, schmutzig, der Baron drückte sich in die tiefste Ecke. Und hier in dieser elenden Einsamkeit hatte er die merkwürdige Empfindung einer Erlösung, eines wenn auch noch so geringen Glücksgefühles. Ihm war zu Sinne wie einem verprügelten Hunde, der, gemartert aufs äußerste, seinem Herrn an die Kehle springen wollte, das aber dann doch unterließ und sich nun verkrüppelt hat, dorthin, wo der Herr ihn nicht findet.

Selbst, er hatte sich von diesem Kalm schon so vieles bieten lassen, so zehnfach Schlimmeres, aber das heute mit dem Anzuge hatte ihn getroffen wie nichts anderes, hatte ihm den letzten Stoß gegeben. Wenn er sich da rasch entschlossen hätte, den Menschen erwürgt oder niedergeschlagen und dann rasch auch ein Ende mit sich selbst gemacht — ja, das wäre die Befreiung gewesen, die rettende That. Nun war es zu spät, nun mochte dieser Kalm mit ihm machen, was er wollte.

„Zu spät.“ Er sagte das noch zwanzigmal hintereinander. Erst leise, dann lauter, bis der eine Kutsher den andern anstieß und sie beide herüberschauten.

„Zu spät.“ Er nahm das Absinthglas, trank, sehte ab, schaute hinein und lächelte hinein. „Zu spät.“

Es war ein herzzerreißendes Lächeln das, dieses alten Mannes.

Der Kellner mit seiner schmutzigenweißen Schürze brachte noch ein zweites Glas, noch ein drittes und mehr. Es war Mittag, die Zeit nach dem Lunch, als der Baron die Wirtschaft verließ. Die Sonne prellte auf die Steinfliesen, hell, weiß und warm wie im Sommer. Er hielt die Hand über die Augen und lehnte einige Sekunden gegen einen Pfeiler. Er war immer ein mäßiger Mensch, der wenig zu trinken gewöhnt war, nun fühlte er, wie alles sich mit ihm im Kreise drehte. Mählig kämpfte er die Empfindung nieder und ging langsam die Promenade entlang.

Am Hotel des Anglais hielt ihn jemand an:

„Sie auch hier, Baron, wie geht es Ihnen?“

Er schaute auf und sah Brandes vor sich. Undeullich erblickte er den Portier, der eben den Wagenschlag öffnete, daneben den Prinzen von Reichenberg und einen Herrn und eine Dame.

„O, danke, es geht mir gut,“ sagte er.

„Dann ist dieser Herr Kalm wohl auch in Nizza,“ fragte Brandes, „Sie wissen, lieber Baron, der Mann ist mir nicht sympathisch, aber darauf kommt es natürlich nicht an.“

Der Baron wollte etwas erwidern, er hatte in dessen die Empfindung, als ob Brandes, der Prinz, die Dame, der Herr und der Portier auf die blanken Nähte seines Anzuges und die verbrauchte Krawatte schauten, als ob sie insgeheim lachten und sich über ihn lustig machten. Als ob überhaupt alle Welt ihn anblinzelte und — und — ja was?

Er schaute um sich wie irre. „Ja, danke, es geht mir gut, aber ich habe Gile.“ Und er ging, mühsam, denn er wußte, daß alle ihm nachschauten.

Brandes sagte kein Wort. Er ließ den Prinzen, Rätchen und Konrad einsteigen, setzte sich neben seine Tochter und schloß den Wagen. Sie sprachen alle nicht, erst als sie draußen auf der wunderbaren Corniche dahintrollten und weit vor ihnen das schönste Bild der Erde sich aufthat, kam er noch einmal kurz darauf zurück.

„Nichts fürchterlicher als solch ein niederbrechender Mensch. Für solche Leute giebt es doch nur einen einzigen Ausweg. Aber sie finden ihn nicht.“

Keiner antwortete, auch der Prinz nicht. Er sah wie gleichgültig nach links hinüber, wo zwischen dem Vorgebirge von Ferrat und dem von Boron eine englische Jacht kreuzte.

Und nun folgte ein herrliches Bild dem andern; der Golf von Villefranche, Giza mit seiner Kirche und den kleinen weißen Häusern und endlich La Turbie, wo man weit hinab zum Meere sieht auf das Kap Martin und auf die Perle der Riviera: Monaco.

Rätchen war wie gebendet.

„Das ist zu schön,“ sagte sie.

Nun saßen sie vor dem Kasino zu Monte Carlo, die weichen Klänge eines ungarischen Tanzes zogen über die Palmen, für das Mädchen war das alles wie ein Rausch.

Sie fragte, ob man auch die Spielfäle besichtigen wolle, von denen in Nizza jeder Mensch redete, aber Brandes lehnte fast schroff ab: „Das ist nichts für dich.“

Erstaunt blickte sie ihn an. „Aber Konrad darf das doch ansehen?“

„Wenn er will, selbstverständlich.“

Nun mischte sich der Prinz in die Unterhaltung, der bisher einsilbiger noch als sonst gesehnen hatte. Er wandte sich zu Konrad:

„Wenn Sie die Sache noch nicht kennen, werde ich es Ihnen zeigen. Es ist interessant, jedenfalls muß man das Spiel da gesehen haben.“

Er stand sofort auf, man merkte deutlich, daß er froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, um zum Spiel zu gehen.

Vater und Tochter waren nun allein. Sie rückte ihm näher, nahm zärtlich, wie sie oft that, seine Hand und strich leise darüber. Er ließ sie gewahren und blickte über das farbenreiche Bild da vor ihnen.

Er war ein glücklicher Mann, das fühlte er mit aller Kraft einer Seele, die sich oft Rechenschaft giebt, oft mit sich unzufrieden ist, die aber stets das Gute und Freundliche des Lebens anerkennt. Ein glücklicher Mann! Das dunkle Haar begann wohl leise zu ergrauen, aber noch war er im Vollbesitz seiner Kraft. Er hatte mehr erreicht als Tausende, als Millionen anderer Menschen; wenn es ihm beliebt, konnte er seinem liebsten Wesen, seiner Tochter, ein goldenes Heim errichten, wo sie auch nur wollte. Immer noch gingen die Klänge der Geigen über den Platz, da war es Brandes, als ob ein großer und schöner Entschluß in ihm reise: mit diesem ganzen Leben brechen, sein Kind nehmen und ihm irgendwo eine bessere, reinere Welt erschließen. In Rom oder in einem stillen Winkel der deutschen Heimat, ganz gleich wo.

Eine alte Spielerregel lautet: das Glück nicht forcieren, rechtzeitig anhalten! — daran mußte er denken. Wenn je für ihn die Zeit gekommen war, unter die Rechnung seiner Unternehmungen einen Strich zu setzen, dann jetzt. Er stand auf dem Zenit der Erfolge, mehr war für ihn gewiß nicht zu erreichen.

„Ja, ich will,“ sagte er sich leise. „Sobald wir nach Deutschland heimkehren, breche ich mit allem — mit allem.“

Der Prinz und Konrad kamen erst nach geraumer Zeit zurück.

„Ein Wort, lieber Brandes,“ sagte der Prinz, und als sie einige Schritte zur Seite gegangen waren, bat er ihn um Geld: „Sie spielen hier ja doch nicht, geben Sie mir, bitte, was Sie bar bei sich haben. Ich habe natürlich wieder Pech gehabt, wie immer.“

Brandes nahm schweigend seine Brieftasche hervor und gab ihm eine Anzahl Kassenscheine. Es war keine kleine Summe, aber der Prinz wog das Paket ziemlich mißmutig in der Hand:

„Damit wird man auch nicht weit kommen. Uebrigens, lieber Brandes, wenn Sie heimfahren wollen, derangieren Sie sich nicht. Es wird früh Nacht, und ich fahre dann mit der Eisenbahn nach Nizza zurück.“ Er trat zu Rätchen und wiederholte seine Entschuldigung: „Ich bleibe wahrscheinlich bis zur Nacht hier. Das würde für Sie viel zu spät werden.“

Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen.

„Aber wir wollten doch alle zusammen zum Strand hinunter und dann die schöne Heimfahrt zusammen im Wagen machen!“

Den Nachmittag über und abends bei der Rückfahrt war sie still, so still, daß Brandes, der sich mit Konrad angelegentlich unterhielt, aufmerksam wurde.



Das Soldaten-Genesungsheim zu Lettenbach.



Lettenbach in Lothringen und das Lettenbacher Thal.



'raus aus dem Haus, 'raus aus der Stadt — wir als 'raus! Originalzeichnung von F. Lindner. (Zug nach S. 66.)

„Fehlt dir etwas, Käthchen?“

„Nein, nichts.“

Da wurde auch er still. Zum erstenmal bligte ihm der Gedanke auf, ob seine Tochter etwa dem Prinzen andre als freundschaftliche Gedanken entgegenbrachte. Für ihn war sie immer noch die Kleine gewesen, das Kind; sollte dieses Kind —?

Es war Nacht, als sie nach Nizza zurückkamen.

Und zu derselben Zeit trat der Prinz in Monte Carlo aus dem glanzvoll erleuchteten Spielsaal in den dunkeln Garten. Ueber dem Mitteländischen Meere strahlten die Sterne, eine fast winterliche Kühle kam vom Strande herauf. Er lehnte an der marmornen Balustrade und starrte hinab.

Mein Gott, welch ein Leben! Der Kopf so dumpf, leer, müde — was nun? Er wollte gähnen, aber er konnte es nicht. Mechanisch fühlte er in die Tasche: Kein Sou. Lächerlich. Ja, lächerlich, lächerlich war dieses Leben! Der Prinz von Reichenberg, der in Berlin und St. Petersburg der Erste hätte sein können, stand hier wie ein niedergegangener Abenteurer ohne Geld.

Lächerlich!

Morgen in Nizza würde er seinem Banquier beschreiben oder bei Brandes Geld aufnehmen oder bei sonst irgend jemand — aber einmal würde die Stunde kommen, wo sich dieser „Irgendjemand“ nicht mehr fand. Vielleicht schon bald. Dann möchte der schöne Prinz von Reichenberg Berlin und der großen Welt Valet sagen, um auf Grenowo oder sonst einem der russischen Güter zeitlebens in Trübsal zu leben, während der Massenverwalter das bare Geld ewig und ewig in Beschlag nehmen würde. Eine herrliche Aussicht.

Und dieses elende Schicksal drohte schon seit Monaten über ihm wie das Damoklesschwert. Umsonst, daß er alle Nerven zusammennahm und auf dem Turf und am Spieltische wie ein Verzweifelter kämpfte — es schlug alles fehl.

Grenowo! Da lag aus der Ferne auftauchend die russische Steppe, das strohgedeckte Herrenhaus, da trotteten die kleinen langhaarigen Pferde und heulten die großen Wolfshunde, wegen deren Zucht Grenowo berühmt ist.

Ein einziger großer Schlag, ein einziges Mal ein Millionengewinn, dann war alles gut. Dann trug der Prinz von Reichenberg weiter die vornehmste Uniform der Armee, ging im Frühjahr nach Paris, im Winter nach Nizza, war — ja war der große vornehme Kavaliere, der am Hofe in der ersten Reihe steht.

Eine etwas dumpfe, überhitzte Luft schlug ihm entgegen, er stand wieder im Spielsaal. Langsam, die Augen halb geschlossen, ging er von Tisch zu Tisch. Eine alte, aufgeregte Dame sehte Fünffrankstücke, deren Schicksal sie jedesmal in Angst brachte. Er sah ihr einige Zeitlang zu und sorgte sich mit ihr um die runden silbernen Stücke. Dann gähnte er und ging weiter. Ein Diener reichte Wasser, er nahm ein Glas und trank es auf einen Zug leer.

„Mir auch ein Glas.“ sagte jemand hinter ihm. Die Stimme schien dem Prinzen bekannt, und er wandte sich um, es war Herr Kalm.

„Ah, Durchlaucht von Reichenberg.“ sagte C. W. und verbeugte sich. „Pardon. Aber man wird hier durstig. Wenn man diesen Halsabschneidern Geld abnimmt, muß man dafür schwitzen. Für heute habe ich genug.“

„Haben Sie gewonnen?“

Es war die uralte stereotype Frage des Spielers, der Prinz sprach die Worte ganz mechanisch.

„Ja, Gott sei Dank.“ erwiderte C. W. Er freute sich nicht wenig, daß der Prinz sich mit ihm auf eine Unterhaltung einließ und beschloß, ihn nicht gleich wieder locker zu lassen. „Man hat Mühe damit, weiß Gott. Ich bin jetzt drei Tage hier und bin jeden Tag rund zwölf Stunden bei der Arbeit, das ist doch kolossal! Aber es lohnt sich.“

Er schlug auf seine Taschen, die dick gefüllt waren: „Hoffentlich geht es Ihnen auch so?“

„Nein.“

„Nicht? O, das thut mir leid; jeder Louis, den diese Halunken gewinnen, preßt einem das Herz ab. Aber ich reise nicht ab, ehe ich den Gaunern eine Million abgenommen habe. Das ist mein fester Vorsatz.“

Der Prinz sah ihn groß an. Er kannte diese Sprache nicht, am allerwenigsten hatte er sie je in einem Spielsaal gehört.

„Eine Million?“

„Ja wohl.“

Einen Moment zögerte der Prinz. Der Mensch war ihm unsagbar widerwärtig, aber dicht vor ihm rollte das Gold über den Tisch, riesen die Croupiers, fielen die Karten. Da bezwang er seinen Widerwillen.

„Sie könnten mir einen Gefallen erweisen, Herr Kalm; ich habe mein bares Geld verloren und möchte weiterspielen. Leihen Sie mir eine Summe.“

C. W. traute seinen Ohren nicht. Dann griff er hastig in die Tasche.

„Wieviel, Durchlaucht? Jeder Betrag.“

Das war der große Wendepunkt! Er und der Prinz von Reichenberg! Der Prinz von Reichenberg und C. W.! Der Prinz ihm zu Danke verpflichtet, sein Schuldner — ah, das war ausgezeichnet!

Er griff in die Taschen und nahm Scheine heraus; ohne sie anzusehen, bot er sie dem andern. Der Prinz zählte: „Neunundzwanzigtausend, ich zahle das Geld morgen zurück.“

„Aber das hat absolut keine Eile. Und wenn Durchlaucht mehr wünschen —“

Der Prinz verabschiedete sich. Das Geld brannte ihm in der Hand, und der Mensch wurde ihm doppelt unangenehm, seit er ihm verpflichtet war.

„Ihre Adresse, Herr Kalm?“

„Nizza, Durchlaucht, Hotel Reine Victoria.“

„Schön, ich sende das Geld dorthin.“

Er verneigte sich und ging, wer aber nicht ging, war C. W. Kalm. Er trat hinter den Platz des Prinzen am Trente et Quarante-Tisch und war erschrocken betäubt, als der Prinz fortwährend verlor. Es that ihm nicht um das Geld leid, etwa deshalb, weil dieses Geld aus seiner Tasche stammte, für die geringe Summe war der Prinz von Reichenberg wohl hundertmal gut. Es war eine wirkliche Sympathie, die er seit zehn Minuten für den Prinzen empfand, und C. W., der nie im Leben sich geärgert hatte, wenn es andern Leuten schlecht ging, war über das Mißgeschick des Prinzen betäubt.

Weshalb nur? Er war sich dessen selbst nicht bewußt. Dieser Prinz war der erste von all den vornehmen Leuten, der es der Mühe wert gehalten hatte, C. W. „guten Tag“ zu sagen, mit ihm zu reden. Aus einem ganz egoistischen Grunde, weil er Geld nötig hatte, allerdings. Aber die Thatsache blieb bestehen, und diese Thatsache schmolz Herrn Kalms hartes Herz zu Wachs.

Ein Prinz, der mit ihm redete und ihn anpumpelte! Wenn das die Leute in Chicago gesehen hätten!

Er neigte sich vertraulich über den Stuhl des andern und gab ihm hilfreiche Ratschläge, kollegial, als ob sie gute Freunde wären. Dann waren die Neunundzwanzigtausend den Weg aller Kassenscheine gegangen, und C. W. griff von neuem in die Tasche. Das wiederholte sich noch einige Male, bis plötzlich nach einem kolossalen Fehlschlage ein kalter Schauer den Prinzen überrieselte.

Wo sollte das hin? Er mußte aufhören. Er konnte doch nicht hier in diesem elenden Monte Carlo sich den letzten Stoß geben. Er wies C. W. freundlich dargebotene Scheine mit einer letzten Anstrengung, ruhig zu bleiben und zu lächeln, zurück, dann ging er.

Es war zehn Uhr abends. Als er die Anlagen am Kasino verlassen hatte, mußte er einmal stehen bleiben und sich an ein Haus lehnen. Er war todmüde, wie zerschlagen, er hatte das Gefühl, es werde ihn beruhigen, wenn er weinen könnte, nur einmal laut aufschluchzen, aber keine Thräne kam in sein Auge. Er wollte die Hände falten und verzweifelt beten, daß ein Wunder von oben ihn noch retten möchte, aber ein letztes seines Gefühls hielt ihn davon ab. Man entweicht das Gebet nicht.

Als er eine halbe Stunde später im Zuge saß, der von Monte Carlo die Spieler abends nach Nizza bringt, war er wieder kühl, ruhig, vornehm wie immer. Und zwei der Mitreisenden, russische Kaufleute, stießen sich leise an: „das ist der Prinz von Reichenberg, der reichste Mann in ganz Polen.“

Sie betrachteten ihn ehrfurchtsvoll, andächtig, und als der Zug in Nizza hielt, öffneten sie die Wagenthür und ließen ihm höflich den Vortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Soldaten-Genesungsheim zu Lettenbach (Lothringen).

(Bilder S. 60.)

Im Dagsburger Land, dessen ungewöhnliche landschaftliche Reize in Mitteleuropa fast gar nicht und im Elbthale selbst noch immer zu wenig bekannt sind, bildet das Thal der roten Saar einen Glanzpunkt. Von der Höhe des Donon senkt es sich herab mit der ganzen Eigenart des Dagsburger Landes, mit Waldgebilden von poetischem Reiz, mit freundlichen Ausblicken nach der lothringischen und französischen Hochebene, mit mächtigen Felsgebilden und malerischen Sägengäulen: kurz, was dem Dagsburger Land, in dessen Waldgebiet man heute noch tagelang einsam wandern kann, eigentümlich ist an landschaftlicher Schönheit, die ganze Fülle von Waldpoesie, wie sie in Stiffers „Hochwald“ verherrlicht ist, kommt auf der Wanderung die rote Saar entlang nach Alberschweiler ganz besonders zur Geltung.

Von Alberschweiler aber lohnt es sich, die Schritte in ein kleines reizendes Seitenthälchen zu lenken, nicht wegen des Genusses reicher landschaftlicher Reize allein. Nach etwa zwanzig Minuten stoßen wir in diesem Seitenthale auf eine Anzahl verfallener ehemaliger Arbeiterhäuser, die Ueberbleibsel einer früheren Glasfabrik. Wenige Schritte weiter und wir treten in eine prächtige parkähnliche Gartenanlage, in deren Mitte ein einfaches, hübsches Schloßgebäude mit Nebenbauten, offenbar das einstige Herrenhaus, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der ganze stattliche Besitz, einst der Familie Chevandier de Bal-

drome gehörig, ist vor wenigen Jahren von der reichslandischen Forstverwaltung zu billigen Preis angekauft worden, um eine erwünschte Arrondierung der dortigen Staatsforsten durchzuführen. Die erwähnten Gebäude aber nebst den unmittelbar dazu gehörigen Gärten, Feldern und Wiesen hat der vielgenannte kommandierende General des lothringischen Armee-corps, Graf von Häfeler, gemietet, um darin für seine Soldaten ein Genesungsheim einzurichten. Ein geradezu köstlicher Gedanke: man weiß ja, wie schwer es oft ist, gerade solchen Soldaten, die eine ernsthafteste Krankheit hinter sich und ihre Kräfte noch nicht wieder voll erlangt haben, eine wirkliche Erholung zu ermöglichen!

Die sämtlichen Gebäude gewähren im Winter für sechzig, im Sommer für etwa achtzig Soldaten genügenden Aufenthalt, schöne, geräumige, luftige Zimmer, dazu eine eigne kleine Badeanstalt. Im Hauptgebäude sind außer den eigentlichen Wohnräumen die erforderlichen Geschäfts- und Untersuchungszimmer für den dirigierenden Arzt, die Apotheke und zwei Speisäle untergebracht. Durch eigne Wasserleitung ist für sehr gutes Trinkwasser gesorgt, die mächtige Parkwiese hinter dem Schloß und die unteren Partien des prächtigen Waldes, der sich zu beiden Seiten die Thalabhänge hinanzieht, sind mit reichen Sitzgelegenheiten ausgestattet.

Die Bestimmung der Anstalt ist, wie ihr Name sagt, solchen Mannschaften, die in der Genesung begriffen und der Erholung bedürftig sind, einen Aufenthalt zu bieten, bei dem durch viel Verweilen in gesunder Höhenluft und durch rationelle Verpflegung die baldige Wiedererlangung der vollen Gesundheit und Dienstfähigkeit erzielt wird. Auch zu der Aufsichtsführung wird gewöhnlich ein Offizier ausgesucht, der selbst erholungsbedürftig ist. Bei den Mannschaften sind nur die Fälle anstehender Krankheit ausgeschlossen, nicht aber solche, wo bei äußeren Verletzungen eine längere fortgesetzte Bewegung in freier Luft und Massage zur Erlangung der Gebrauchsfähigkeit der Glieder erforderlich ist. Daß für die Aufnahme in das Genesungsheim auch die dienstliche Führung eines Soldaten berücksichtigt wird, ist erklärlich.

Der Zweck, den General Häfeler mit dieser Einrichtung beabsichtigt, wird zweifellos in vollstem Maße erreicht. Die Verpflegung der Rekonvaleszenten ist vortrefflich, die Gelegenheit zu herrlichen Waldspaziergängen und unbeschwerlichen Vergnügungen wird reichlich benützt, meist in gemeinschaftlichen Ausflügen, die schon etwas kräftigeren Mannschaften werden auch zu leichten Arbeiten im Garten und auf dem Felde herangezogen, für Unterhaltung ist reichlich gesorgt, durch eine kleine ausgewählte Bibliothek wie durch verschiedenartige Spiele, bei der militärischen Ausbildung der Mannschaften, die nicht ganz vernachlässigt wird, spielt der im Freien erteilte Unterricht mit Übungen, die keine größeren körperlichen Anstrengungen mit sich bringen, die Hauptrolle. Kein Wunder also, wenn man in dieser militärischen „Genesungskolonie“ ausnahmslos vergnügten und fröhlichen Gesichtsern begegnet! Und es ist einem, wenn man diese wahrhaft humane Einrichtung kennen lernt, wohl verständlich, daß General Häfeler bei seinen Soldaten sich der größten Popularität erfreut, obwohl er an seine Truppen, namentlich aber auch an seine Offiziere und seine eigne Person, außerordentliche Anforderungen zu stellen liebt.

Dr. P.

Das Ende des Wilderers.

(Bild S. 65.)

Eine herrliche Späthommernacht breitete ihren stillen Frieden auf die schlafende Erde. Silberhell schwebte der volle Mond über den Bergeshöhen, und weithin verklärte sein sanfter Schimmer Wald und Feld und leuchtete das nächtliche Dunkel von den Häusern und Gärten des kleinen Dorfes, welches am Fuße mächtig aufragender Höhen lag. Kein lebendes Wesen rührte sich in den Reihen der Behausungen, die sich in langgedehntem Zug bis in die Felder hinaus erstreckten. Und doch lagen noch nicht alle Bewohner des Ortes im Bann des Schlummers. Eine so schöne Nacht hat zu viel Verlockendes, als daß junge, lebensfrohe Herzen sie ganz verschlafen könnten. Wenn man hätte Umschau halten können, würde man da und dort im Schatten der vorspringenden Dächer Gestalten gesehen haben, die im Flüster-ton noch sehr lebhaft Unterhaltungen führten. Solche Nächte sind es ja vor allem, welche die jungen Burischen veranlassen, das Fenster ihrer Liebchen aufzujucken, um dort noch ein Stündchen zu plaudern. Die öffentliche Moral verpönt freilich derartige Zusammenkünfte, aber das erhöht nur den Reiz der Liebenden, sich um diese Zeit und an diesem Ort zu sprechen. Das „Kammerfenster“ der Alpenhöhen ist ein Platz, der erobert und behauptet werden muß, und der Burische, welcher seine Wahl getroffen und den Platz gewonnen hat, ist stolz darauf.

Auf dem Laubengeländer eines stattlichen Holzhauses, welches zu den erhebelichen des Dorfes gehörte, saß, geschützt von dem Schatten des Vordachs, ein Burische, welcher sich lebhaft mit einer am offenen kleinen Kammerfenster stehenden Dorfschönen unterhielt.

„Also isch's wirtli' und wahr, was d' b'richt' hast, Bartl?“ tönte es mit gedämpfter Stimme aus dem dunkeln Gelasse heraus. — „Ja jo! Wenn ich's amal sag', isch's so wahr, als wenn's schon protokolliert war! Am Arria übergiebt da Boda und der Hof g'hört mei! Affa kimm i und hol' di', Reisel, fell isch so g'wisk, als da Mond am Himmel hängt!“ — „Ob's aber der Freundschaft wohl auch recht is?“ — „Sel kimmert mi' nix'n — da Bauer bin ja i, und was i auf mein' Hof thua, und was i auf mein' Hof bring', desjölz' is mei' Sach!“ — „No nachher sag' i jcho' glei! Gott sei Lob und Dank, und i bin recht froh, daß einmal an End' hergeht! Aber jag mach, daß d' hoam kimmst, es werd eh spat, bis d' in dein Grindhof auferkimmst!“ — „Wohl, wohl — also pfüt di' Gott, Schagerl...“ Ein schallendes „Puffert!“ befehlte den Abschied, der Burische war im Begriffe, sich über die Brüstung zu schwingen, als sie ihm nochmals nachrief: „Du, Bartl!“ — „Was geit's?“ — „Wel, daß d' mir jag sei nimmer aufgeheht!“ — „Oho! und warum denn?“ — „Bartl, i leid's nimma, du g'hörst jag jcho' völli' mei', und i mag's nimmer wissen, versprich mir's — gel, du gehst nimmer auf?“ — Der Burische lachte still vor sich hin; dann erwiderte er: „No ja, wannst gar so drauf verjesen bist, kann i ja a Zeitt ausjeh'n, guate Nacht!“ — „Guate Nacht!“

Mit einem Sprung war er auf dem Boden, bog um die Ecke des Hauses und befand sich in ein paar Sägen auf der hell beleuchteten Straße, wo er eifertig dahinschritt. Daß sie ihm heute auf einmal mit dem „Aufgehen“ daher kommen mußte! Gerade das war ja früher ihr Stolz gewesen! Unter der Bezeichnung „aufgehen“ war nämlich die Geflohenheit des Bartl zu verstehen, sich dann und wann vom Bergrevier einen Rehbod, eine Gemse oder gar einen Hirsch zu holen; Bartl war ein leidenschaftlicher Wildbreitschütz, wie man diese Art Menschen in dortiger Gegend zu bezeichnen beliebt. Nahezu jedermann wußte es; er machte in seiner Verwegenheit fast kein Hehl daraus, denn der Beruf als Gesehensverächter drückte ihn nicht; ihn erfüllte einerseits die Bewunderung seiner Altersgenossen, der Ruf als schneidigster Bua und die selbstgewählte Rolle des Dorfschelden ebenso sehr mit Stolz und Genugthuung, als ihm andererseits die Jagd wirklich zur glänzendsten Leidenschaft geworden war. Sein kraftstrotzender, geschmeidiger Körper, seine Schlantheit und seine eiserne Willenskraft hatten ihn bislang immer über seine Todfeinde, die Forstleute, triumphieren lassen. Er lachte ihnen offen ins Gesicht und sang die Jäger im Wirtshaus aus, daß die Alten und Jungen ihre helle Freude daran hatten. Nie war es gelungen, ihn auf der That zu ertappen oder in irgend einer Weise zu überführen, obgleich das Jagdpersonal ein scharfes Augenmerk auf ihn hatte.

Ueberrückiges Siegesbewußtsein war es auch, das seine verführerische Stimme erhob, während er über das so schnell gegebene Versprechen nachdachte. Plötzlich aber bäumte sich sein Stolz dagegen auf, dem eingebildeten Heldentum entlagen zu sollen, und zugleich beschäftigte sich seine Phantasie lebhaft mit dem Genuß der Aufregung, die ihm der verbotene Wirtsgang immer geboten hatte. So gelangte er schneller als er gedacht auf die Bergstraße, welche zu dem Einödhof, seinem künftigen Bestimmungsort, führte. Oben angekommen, konnte er es sich nicht versagen, einen Blick auf die Höhen hinter ihm zu werfen, und dabei leuchtete Erinnerung um Erinnerung an Vollbrachten in ihm auf. Da traf ein eigenartiger, langgezogener, grollender Ton sein Ohr. Er schien hoch oben von einer Bergbalde herzukommen. Bartl schrak wie elektrisiert zusammen, horchte aufmerksam, als sich das dumpfe Brüllen wiederholte, dann sagte er vor sich hin: „Bist gar fruba dran — i glaub', du schreist nach'n Bartl!“ Einen Augenblick befann er sich, dann eilte er zur Stallthür, holte den Schlüssel hierzu aus dem Versteck und verschwand im Hause. Es dauerte aber nicht lange, und die Stallthür öffnete sich wieder, heraus trat Bartl, aber ein Vollbart umrahmte das Gesicht, eine schwarze Halbmaske verdeckte dessen obere Hälfte. Mit dem Bergkod versehen, eilte er nun auf einem schmalen Pfad aufwärts und war bald im Waldesdunkel verschwunden. Der Hirschruf hatte es ihm angethan; die Jagdlust hatte ihn übermannt und sein Versprechen vollständig vergessen lassen. Einige Stunden später trug der Morgenwind die verhallenden Echo eines aus den Felswänden herdröhnenden Schusses zum Einödhof herunter.

Als der Vollmond am andern Abend wieder in das Kammerlein der glücklichen Braut hineinleuchtete, sah diese ungeduldig am offenen Fenster und horchte in die stille Nacht hinaus, um die nahenden Schritte des heimlich Erwarteten zu ertönen. Die Heimchen jüpten im Gasse, der Brunnen vor dem Hause sprudelte mit einformigem Geräusch dahin, aber sonst ließ sich weit und breit kein Laut hören. Lange blickte das Kerei hinaus in den dunkeln Garten, hinauf zu den nahen Höhen und zum sinkenden Mond, dann suchte es unmutig das Lager auf. Gewiß hat er seine Abendstunden in lustiger Gesellschaft im Wirtshaus verbracht! So nahe am Ziel und doch nicht aufmerksam! Die nächste Nacht brachte an Stelle des Unmuts bange Sorge, die sich endlich zur marternden Angst vergrößerte. Am frühen Morgen schon schickte sie einen Buben in den Einödhof hinauf, der die erschreckende Antwort brachte, Bartl sei seit vorgestern nicht mehr nach Hause gekommen. Nun hatte das arme Mädchen keine Ruhe mehr; sie lief zu Kameraden des Bartl mit der Bitte, nach ihm auszufragen; sollte er irgendwo abgefallen sein? Wieder vergingen ein paar schreckliche Tage; Kerei brachte ihre Zeit fast nur in der Kirche zu. Es war gegen Abend; sie hatte gebetet aus voller Kraft des Herzens, hatte ihr reiches Haar der Gnadenmutter gelobt. Sie trat aus der Kirche, und als sie sich der Friedhofsmauer nahte, die das Gotteshaus umgibt, hörte sie Männerstimmen; „Hansei, woast es schon!“ — „Was denn!“ — „Den Einödhofbartl haben i' g'funden!“ — „Kerei woast, die Haare sträubten sich auf ihrem Kopf, sie hielt sich an der Mauer fest. — „Ja, wo denn?“ — „Am Trischkogel drobn' is er g'leg'n — daschossen!“ — „Jesso, Maria!“ — „tönte es aus dem Gottesacker. Kerei war jählings hingeführt, sie hörte den Rest der Mitteilung nicht mehr. „Ja, ja,“ fuhr der Hansei fort, „d' Holznecht hab'n den Bartl g'funden, schon hauber das'reff'n vom Raubzeug, morgen bring'n i' den Buab'n!“ — „Schad' drum, war a schneidiger Bua!“ — „Ja mei — so geht's!“

Das war das Ende des Widerers! B. Rauchenegger.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Ein Kapitel aus der gerichtlichen Photographie.

Von

W. Horn.

Die Sonne bringt es an den Tag“ — wie häufig ist diese Redensart schon gebraucht worden, um auszubrüden, wie oft durch zufällige, ganz neben-sächliche Momente Verbrecher entdeckt und die Gesehens-übertreter dem rächenden Arm der Gerechtigkeit über-liefert werden! Was bisher nur im übertragenen Sinn galt, ist heute zur Wirklichkeit geworden, die Sonne bringt thatsächlich die Verbrecher an den Tag — durch die Photographie. Die Lichtbildkunst, bei der die Sonnenstrahlen auf der photographischen Platte das getreueste Abbild der aufzunehmenden Gegenstände hervorzubringen, ist gegenwärtig wie in zahlreichen

Zweigen der Wissenschaft, so auch in der gerichtlichen Praxis zu einem wertvollen Hilfsmittel ausgebildet worden.

Es ist bekannt, daß sich das Blut des Menschen und der verschiedenen Tierarten durch die Form der festen Bestandteile, der Blutkörperchen, wesentlich voneinander unterscheidet. Das eine hat mehr münzen-artige, das andre mehr längliche, eiförmliche oder kuge-lige Blutkörperchen. Sehr oft ist bei einem Mord von dem ärztlichen Sachverständigen der Beweis zu erbringen, daß das an Messern, Hämmern und andern Instrumenten aufgefunden Blut von Menschen und nicht, wie die Angeeschuldigten gewöhnlich behaupten, von Tieren herrührt. Der Nachweis stützt sich nun auf die angegebene Form der Blutkörperchen. Bislang konnte der Sachverständige in dem einzelnen Fall den Richtern und Geschworenen nicht einen sichtbaren Beleg dieses Unterschiedes vorhalten — er hätte denn jedes Mitglied des Gerichtshofes unter seiner Anleitung das Mikroskop benutzen lassen müssen — sondern mußte sich darauf beschränken, mit Worten die Verhältnisse darzulegen. Das ist jetzt anders geworden. Mit Hilfe der Mikrophotographie kann man von den in den ent-deckten Blutspuren vorhandenen Blutkörperchen photo-graphische Abbildungen herstellen und dadurch den Rich-tern sichtbarlich den Beweis erbringen, ob das Blut vom Menschen stammt oder nicht. Aber die Photographie leistet unter Umständen bei aufgefundenen Blutspuren noch mehr. Wir wissen, daß die Sohle des Fußes und die innere Fläche der Hand gewisse Hautfurchen aufweist, die bei den verschiedenen Menschen nie völlig übereinstimmen. Diese Thatsache hat nun unter Be-nutzung der Photographie bereits wiederholt zur Ueber-führung von Verbrechern gedient. In Barcelona wurde eines Tages eine ältere, wohlhabende Frau in ihrer Wohnung ermordet aufgefunden. Der Mord mußte in der Nacht ausgeführt worden sein, und der Verdacht lenkte sich auf ein übelberühmtes Individuum, das aber jede Schuld bestritt. In der Wohnung der Er-mordeten bedeckte ein großer Blutstreck die Dielen des Fußbodens, und nicht weit davon zeigte sich der Abdruck einer menschlichen Fußsohle mit deutlich ausgeprägten Hautfurchen. Dieser Abdruck wurde photographiert und ebenso die rechte Fußsohle des Angeeschuldigten. Ein Vergleich der Hautfurchen ergab eine vollständige Uebereinstimmung. An der Thäterschaft des Ver-dächtigten war jetzt nicht mehr zu zweifeln, der denn auch bald ein Bekenntnis ablegte. Er hatte, wie er be-richtete, in der Nacht des Mordes bemerkt, daß er mit dem nur mit einem Strumpf bekleideten Fuß in die Blutlache getreten war. Um nun im Zimmer und bei seinem Weggang auf der Treppe keine Blutspuren zu hinterlassen, hatte er den Strumpf ausgezogen, dabei aber nicht bedacht, daß seine Fußsohle ebenfalls vom Blut befleucht war. Dadurch war der Abdruck auf dem Fußboden erzeugt worden, den er in der Dunkel-heit nicht gesehen hatte, und der zu seinem Verräter werden sollte.

Ein hiermit verwandter Fall ereignete sich vor wenigen Jahren in Petersburg. Bei dem Besitzer einer Großbäckerei war ein Einbruch ausgeführt worden, bei dem mit den Verlichscheiten offenbar bekannten Dieb eine sehr beträchtliche Geldsumme in die Hände gefallen war. Man vermutete in dem Einbrecher einen früher in dem Geschäft angestellten gewesenen Gesellen. Die Untersuchung wäre wahrcheinlich ergebnislos ver-lausen, wenn man nicht in dem Teig einer großen Backmilde den Abdruck einer gespreizten menschlichen Hand vorgefunden hätte. Man photographierte diesen Abdruck und verglich die Hautfurchen des Bildes mit denjenigen der linken Hand des verdächtigen Gesellen. Die Uebereinstimmung war so augenscheinlich, daß der Geselle sofort seine Schuld eingestand. Als er bereits das Geld geraubt hatte und den Rückweg antreten wollte, war er durch ein Geräusch erschreckt worden. Er war eilig davon gestürzt und in der Backstube, die er zu durchschreiten hatte, ins Stolpern geraten. Um sich zu stützen, hatte er die linke Hand auf den zähen Teig gedrückt, der getreulich die Formen der Hand aufnahm.

Ebenso kann die Photographie zur Unterscheidung der einzelnen Haararten verwandt werden, die bekannt-lich bei Menschen und Tieren genau wie die Blut-körperchen in ihren Formen voneinander abweichen und sehr oft bei Verbrechen eine wichtige Rolle spielen. Auch hier enthebt für die feineren Einzelheiten die Photographie den Sachverständigen weitläufiger Er-örterungen, um den Richtern die einschlägigen Ver-hältnisse klar zu legen, und gleichzeitig gewinnt durch die Anschaulichkeit der photographischen Abbildungen die sachverständige Aussage an beweisender Kraft. In einem sächsischen Dorf war ein Mord verübt worden. Beschuldigt wurde ein Knecht des ermordeten Bauern. Zu andern Verdachtsmomenten traten Haare, die an den Fingern des Ermordeten aufgefunden waren, von ihm selbst aber nicht stammten. Man photographierte jetzt diese Haare und gleichzeitig einige vom Kopf des Angeeschuldigten. Beide Haararten zeigten nun die-

selben knötchenhaften Anschwellungen, die durch eine Haarkrankheit hervorgerufen worden. Dieses Ergebnis gab den Ausschlag zur Verurteilung des Angeklagten, der dann auch später die Thäterschaft einräumte.

Sehr vielfältig ist die Verwertung der Photographie bei Schriftfälschungen. So treten radierte, für das Auge nicht bemerkbare Stellen wegen der Rauheit des Papiers deutlich hervor, wenn bei entsprechend schiefer Beleuchtung das Schriftstück photographisch aufgenommen wird. Interessant ist in dieser Beziehung der nach-folgende Fall. Ein Makler hatte den Verkauf eines Rittergutes übernommen, wobei als Gebühren zwei Prozent schriftlich festgesetzt worden waren. Als der Verkauf wirklich stattgefunden hatte, forderte der Makler auf Grund seines Scheines drei Prozent. Es wäre da-durch dem Verkäufer ein Nachteil von ungefähre drei-tausend Mark erwachsen. Derselbe behauptete, daß nachträglich die Höhe des Prozentjahres geändert worden wäre. Der Streit kam zur gerichtlichen Entscheidung. Der Sachverständige konnte keinerlei Andeutungen ent-decken, die auf eine Abänderung der betreffenden Zahl hingewiesen hätten. Nun wurde das Schriftstück photo-graphiert, und sofort zeigte die photographische Platte, daß an der strittigen Stelle eine Radierung vorgenommen worden war.

Desgleichen heben sich verschiedene Tinten, die dem Auge gleich schwarz erscheinen, auf der Photographie deutlich voneinander ab. In einer rheinischen Groß-stadt sollte ein Schlächtermeister einem bekannten Bucherer einen Schuldschein ausgestellt haben. Der Schlächtermeister gab an, von diesem Schuldschein nicht das geringste zu wissen. Allerdings habe er mit dem Besitzer des Schuldscheins in gewissen geschäftlichen Beziehungen gestanden, dieselben seien aber längst er-lebzt. Die Untersuchung der Schriftzüge durch Sach-verständige des Schreibfachs führte zu keinem zweifel-losen Ergebnis. Außerdem erkannte der Schlächtermeister seine Unterschrift ausdrücklich an. Der angebliche Dar-leiher teilte auf Befragen mit, daß der Schuldschein in seiner Wohnung und mit derselben Tinte für die Schuldverschreibung und die Unterschrift ausgefertigt worden sei. Zur Feststellung dieser letzteren Angabe ließ man das Schriftstück photographieren. Hier sprang nun ein Unterschied in der Schwärze der Schriftzeichen deutlich hervor. Die Unterschrift war mit viel schwär-zerer Tinte geschrieben als der Schriftsatz. Durch diesen Nachweis wurde die Glaubwürdigkeit der Forderung so erschüttert, daß sie abgewiesen wurde. Es ergab sich später, daß der Bucherer einen an ihn gerichteten Brief des Schlächtermeisters, bei dem sich zwischen der eigentlichen Mitteilung und der Unterschrift ein breiter Zwischenraum befand, zur Fälschung benutzt hatte, indem er die briefliche Mitteilung abschnitt und vor die Unterschrift die Schuldverschreibung setzte.

Nicht allzu selten kommt es vor, daß in Geschäfts-büchern, Briefen und andern Schriftstücken gewisse Stellen absichtlich unleserlich gemacht werden. Auch hier vermag die Photographie helfend einzugreifen. In einem Kassenbuch eines Wiener Geschäftshauses waren auf einem Blatt Ziffern und Namen durch Uebergießung mit schwarzer Tusche und schwarzer Tinte unleserlich gemacht worden. Die Gerichtschreiber hatten zuerst mit Wasser und mechanischer Nachhilfe die Tusche teilweise entfernt und darauf die darüber geschüttete Tinte vorsichtig mit Zitronensäure zu beseitigen gesucht. Ein Teil der wichtigen Schriftzüge war trotz dieser Behandlung nicht zu entziffern. Im reflektierten Licht bemerkte man jedoch Spuren der Schrift, die offenbar deshalb wahrnehmbar waren, weil zwischen dem Tag des Beschreibens des Blattes und dem Begießen mit Tinte eine geraume Zeit verstrichen war. Es wurde nun versucht, das fragliche Blatt sowohl bei Tageslicht als auch bei starkem Gaslicht zu photographieren. Die Versuche lehrten, daß sich beim Photographieren des Blattes im durchfallenden Licht kein günstiger Erfolg erzielen ließ. Es wurde daher jetzt mit auffallendem Licht gearbeitet und dabei das Papier schräg gegen die Lichtquelle gestellt. Weitere Versuche zeigten, daß sich die geeignete Belichtungszeit in sehr engen Grenzen bewegte. Eine zu kurze Belichtung gab die mit Tinte übergoßene Schrift als glasigen, leeren Fleck wieder, während eine etwas zu lange Belichtung die Stelle völlig verschleierte. Dazwischen lag die richtige Be-lichtungsdauer, mit der die gestellte Aufgabe gelöst wurde. Es zeigten sich nämlich auf einer bei Gaslicht belichteten Erzythrosinplatte die fraglichen Schrift-züge und Ziffern so deutlich, daß sie mit dem Auge gelesen werden konnten.

Ein andrer Fall, bei dem es sich um die Auf-klärung einer unleserlichen Stelle handelte, kam in Braunschweig zur Untersuchung. Hier erhielt ein photo-graphischer Fachmann vom Gericht einen Brief vor-gelegt, der vor zwanzig Jahren von einem Sträfling im Zuchthaus geschrieben worden war. Auf der zweiten Seite des Briefes waren mutmaßlich mit einer farb-losen oder schwach gefärbten Flüssigkeit noch etwa fünf Zeilen geschrieben worden, aber die Schrift war nicht zu entziffern. Das Auge erkannte nur eben das

Vorhandensein von Schriftzeichen, wenn man das Briefpapier gegen das Sonnenlicht hielt. Nach Aussage des Staatsanwalts hatte der Gefangene höchst wahrscheinlich Urin zum Schreiben benutzt. Verschiedene Chemiker, denen der betreffende Brief schon früher vorgelegt worden war, waren nicht im Stande gewesen, die Schrift durch eine Behandlung mit Chemikalien sichtbar zu machen. Der befragte Fachmann machte nun zuerst Versuche mit Urinschrift und fand, daß derartige Schriftzüge ohne Schwierigkeit lesbar zu machen sind, wenn man das mit Urin beschriebene Papier so hoch erhitzt, daß die Papierfasern eben sich zu zerlegen und eine lichtgelbe Färbung anzunehmen beginnen. Bei dieser Temperatur zerlegen sich die organischen Stoffe des Urins so stark, daß die Schriftzüge tiefbraun gefärbt hervortreten. Am besten ließ sich die Operation des Erhitzens in der Weise ausführen, daß über die beschriebenen Stellen vorsichtig mit einem heißen Plättchen hinweggefahren wurde. Als nun der in Frage stehende zwanzig Jahre alte Brief in gleicher Weise behandelt wurde, nahmen die



Andrés Nordpolfahrt: Transport des Ballons über das Eis.

Schriftzüge nur eine ganz leichte gelbliche Färbung an, die zwar das Vorhandensein der Schriftzüge unzweifelhaft erkennen ließen, aber eine Entzifferung doch nicht ermöglichten. Nachdem man jedoch die Stelle unter Anwendung einer gewöhnlichen Bromsilbergelatineplatte

nämlich die photographierten Buchstaben von der photographischen Platte nicht auf Papier, sondern auf dünne, durchsichtige Häutchen. Diese Häutchen kann man nun mit allen ihren einzelnen Buchstaben unmittelbar auf die Vergleichsbuchstaben legen und sie sicher Punkt für

photographiert hatte, trat sogleich die Schrift dunkel auf hellem Grund scharf hervor, so daß sie ohne Anstrengung vollständig gelesen werden konnte.

Es ist bekannt, daß sich die Gutachten gerichtlicher Sachverständigen des Schreibfachs nicht selten widersprechen. Unter diesen Umständen vermag sich dann der Richter nur mit großer Schwierigkeit ein Urteil über den Sachverhalt zu bilden. Sind ganze Schriftstücke gefälscht, so wird der Nachweis der Fälschung nur dadurch möglich, daß einzelne, besonders charakteristische Buchstaben der angezweifelte Schrift mit denjenigen einer echten Handschrift verglichen werden. Das gelingt schon verhältnismäßig leicht, wenn man die Buchstaben photographisch vergrößert und dann nebeneinander legt. In neuerer Zeit ist aber hierin noch ein weiterer Fortschritt zu verzeichnen. Man kopiert



Die Enthüllung des Denkmals für Adrian Bubenber in Bern am 18. Juli 1897. Nach einer Momentaufnahme.



Das Ende des Wilderers. Originalzeichnung von Georg Buchner. (Text Seite 62.)

Punkt und Strich für Strich miteinander vergleichen. — Zum Schluß seien noch einige Fälle erwähnt, in denen die Photographie in ungewöhnlicher Weise vor Gericht Verwendung fand. Der eine derselben gelangte in London zur Verhandlung. Hier strengten nämlich die Besitzer einiger über den Ausgängen des Themse-tunnels am Themse-Ufer gelegenen Häuser eine Klage auf Schadenersatz an, indem sie behaupteten, daß gewisse Risse in den Wänden dieser Häuser durch die von den Tunnelarbeiten herrührenden Erdsenkungen entstanden seien. In der Gerichtssitzung wies der Unternehmer der Arbeiten diese Behauptung zurück und erklärte, daß die fraglichen Risse schon vor Beginn der Unterführungen vorhanden gewesen seien. Die Hausbesitzer bestritten diese Angabe entrüstet, bis der Unternehmer einige Photographien vorlegte. Die Aufnahme zeigte die den Klägern gehörigen Häuser mit all den Rissen, welche durch die Tunnelarbeiten entstanden sein sollten. Nachweislich hatte sie aber der Unternehmer bereits vor Anfang der Erdarbeiten in aller Stille anfertigen lassen, weil er die späteren Beschwerden der Hausbesitzer richtig voraussahnte. Die Kläger wurden abgewiesen und zu den Kosten verurteilt.

Ganz zufällig trat die Photographie als Zeugin in einem Prozeß in Rom auf. Bei dem Empfang einer fürstlichen Persönlichkeit waren hier Ausschreitungen eines Teiles des Publikums vorgefallen. Die betreffenden Ständemacher konnten nicht ausfindig gemacht werden, bis der Untersuchungsrichter erfuhr, daß ein Photograph von dem Empfang Momentbilder aufgenommen hatte. Jetzt konnte man bald einige Teilnehmer der Ausschreitungen ermitteln, deren Thäterschaft dadurch nachgewiesen wurde, daß man ihnen die Bilder vorlegte, auf denen sie die Arme emporstreckend und Stöße schwingend dargestellt waren.

Die vielfache Verwertung, die die Photographie gegenwärtig erfährt, verdankt sie der hochentwickelten Ausgestaltung ihrer Technik. Die Photographie ist heute nicht mehr ein Handwerk, sondern eine Kunst und eine Wissenschaft, an deren Vertiefung und Bereicherung eine große Anzahl hervorragender Männer unablässig arbeitet.

Die Enthüllung des „Bubenbergs-Denkmal“ in Bern, 18. Juli 1897.

(Bild S. 64.)

Es war ein festlicher, weisevoller Tag für die schweizerische Bundeshauptstadt, ein großer, überwältigender Moment, da das Standbild des heldenmütigen Verteidigers von Murten angeht. Tausender enthüllt wurde, als die blau-weiße Hülle fiel und das erzgegoßene, mannhafte Bild sich zeigte. An der Stelle des ehemaligen Murtenhofes erhebt es sich, dort, von wo aus der Held nach dem Städtlein gezogen ist, das er so mutig, so todesverachtend gekämpft. Die stolzen Worte, die er da an die Berner geschrieben: „So lange eine Ader uns lebt, giebt keiner nach!“ haben in der meisterhaft ausgeführten Statue lebendigen Ausdruck gefunden, und ein hoher Patriotismus hat die Hand Ragau's, des genialen schweizerischen Künstlers, geführt. „Bubenbergs Kraftgestalt ist damit für alle neu entstanden,“ schreibt unfer Berichtshalter, und sympathisch fügt wir dessen Schlusswort daran: „Möge des Helden Sinn und Geist nicht nur Berns Bevölkerung, sondern dem ganzen Schweizervolke stets fort innewohnen!“

Bauer Jänkens und sein Sohn.

Von

Felix von Stenglin.

Rorrot stand der alte Bauer Jänkens vor seinem Sohn.

„Du geistst nicht, segg' it di!“ schrie er ihn an. „De Wodrow'ich is'n liederliche Dirn, du geistst nicht mit ehr tau'n Danczen, it will't nicht herwen, it nicht, din Vadder!“

Und damit ließ er den Sohn stehen, der — obwohl sonst nicht auf den Mund gefallen — diesem ungewohnten Zornesausbruch des Vaters gegenüber keine Worte fand. Nachdenklich stand er in der Stube. Was sollte er thun? Er hatte es doch der Fiken Wodrow versprochen, mit ihr am Sonntag zum Tanz zu gehen. Gestern noch hatte er's ihr versprochen, als sie sich beide an der Hecke getroffen. Und dabei hatte sie ihn so verheißungsvoll angeblickt. Sie war zwar zwei Jahre älter als er, sie war einundzwanzig und er erst neunzehn, aber was machte das, deshalb konnte er doch mit ihr zum Tanzen gehen. Was fürchtete denn der Vater für ihn? Daß sein guter Ruf leiden würde? Pah, was kümmerte ihn das! Das Mädchen gefiel ihm und war in ihn verliebt, das hatte er längst gemerkt. Und selbst wenn er sie hätte heiraten wollen, sollte ihm keiner dreinreden...

Bei dem Gedanken wurde dem Frih Jänkens doch etwas warm. So weit war's ja auch noch nicht. Neulich hatte sie allerdings erst geäußert, daß sie niemand zum Mann haben möge als gerade ihn, den Frih

Jänkens... Und er hatte nicht direkt nein gesagt. Vielleicht hätte er sie nicht in dem Glauben lassen sollen, denn man redete gar viel über sie. „De Fiken Wod'r hett alle Welt tau'n Brauder!“ sagten die Burschen. Dem Frih Jänkens konnte das arme Mädchen leid thun, weil man sie so hänselte. Und sollte sie so ganz verlassen sein am Sonntag beim Tanz? Alle Burschen kamen mit ihren Mädchen, und sie allein sollte zurückstehen? Nein! Er wollte sein Versprechen halten. Auf irgend eine Weise mußte er dem Vater noch die Erlaubnis ablocken. Bis übermorgen war ja noch lange Frist.

Gleich nach Feierabend ging Frih auf dem Wiesenweg hinter dem Ort entlang nach dem Hause, das Fiken mit ihrer Mutter bewohnte.

Mutter Wodrow stand am Fenster, nickte dem Burschen zu und holte ihre Tochter. Fiken trat alsbald heraus zu Frih an den Zaun.

„'n Abend of, Frih,“ sagte sie mit freundlicher Stimme, während ihre Augen scheu und prüfend zu ihm aufblickten.

„'n Abend, Fiken.“

„Na, dor büst jo.“

„Jo.“

„Wo geist'it?“

„Gaud, Fiken.“

„Kümmt 'n Sündag?“

„Je.“

„Du heft mi't versprochen —“

„Dat herwo it woll, ämer min Vadder —“

„Wat fall din Vadder?“

„Gei will nich, dat it mit di' gah —“

„Wat sölt den Ollen in? Wat geist den dat an?“

sagte Fiken ärgerlich und warf die Lippen auf.

Frih reizte diese Miene. Er faßte die Hand des Mädchens.

„Kümmt 'n beten rut, Fiken!“ bat er.

„Aee, hüt nich,“ sagte sie trozig.

„It herwo di' doch so leiw!“

„Sündag gah' it mit di', hüt nich.“

Er drückte sie an sich. „Fiken, min leiw Fiken!“

„Du heft mi't versprochen. An denn bün it di' of gaud.“

„It 't wöhr, Fiken? Du fallst seihn, it gah' mit di'.“

„It weit, wat it danc, it herwo 'n Middel, it herwo mi' wat utdacht —“

„Wat heft du di' utdacht, Frikizing?“

„Aee, hüt nich, Sündag ward' it di' 't vertellen.“

Das Mädchen machte eine freundlichere Miene und ließ sich auch seine Küsse gefallen. Er war doch ein hübscher Bursche, und sie durfte ihn nicht durch allzugroße Sprödigkeit abschrecken, wenn sie ihn fesseln wollte.

„Fiken,“ begann Frih plötzlich, „is 't denn wöhr, dat Bäckers Gricchan vörrigt Johr — mit di —“

Da fuhr das Mädchen auf. „Nu sang mi' nich wedder mit dese Geschichten an, sünst gah' it glit in't Hus.“

„Aee, Fiken, nee, it will jo nix seggen — it fad jo man, Fiken, nee, nee —“

Und er schluckte seine eifersüchtigen Regungen hinunter, drückte Fiken an sich und küßte sie. Doch konnte er sich von seinen Gedanken nicht ganz frei machen. Immer wieder kam ihm der Vers in den Sinn: De Fiken Wod'r hett alle Welt tau'n Brauder!

Wagte man so etwas von irgend einem andern Mädchen im Ort zu sagen? Schließlich aber scheuchte er diese Gedanken mit Gewalt von sich. Ein schönes, verliebtes Mädchen im Arm halten zu dürfen, war ihm denn doch etwas zu Wonniiges, als daß er sich die Freude darauf durch allerhand Strupeln hätte verderben mögen.

„Du drückst mi' dodi!“ sagte Fiken endlich.

„Dat will it of!“ erwiderte Frih voll Leidenschaft.

„Dobtdrücken will it di' Sündag bi't Danczen!“

Vom Hause her rief jetzt Fikens Mutter.

„Gaud' Nacht of, Frikizing!“

„Gaud' Nacht, min Fiken! Verget mi' nicht bet Sündag!“

„It weet nich —“ erwiderte sie schelmisch. Dann verschwand sie im Hause.

Voll leidenschaftlicher Gedanken und Wünsche ging Frih Jänkens den Wiesenweg wieder zurück. Einmal stand er noch still, er glaubte Schelten und Weinen zu hören. Gewiß war's die Mutter, die ihre Tochter feinetwegen ausschalt. Das arme Mädchen! Als es wieder still geworden war, ging er weiter.

Nicht Fiken war es indessen gewesen, die Schelte bekommen hatte. Als sie ins Haus getreten war, fuhr sie sogleich auf ihre Mutter los. Aus der zärtlich gurrenden Liebsten wurde ein tobendes, schimpfendes Weib, dessen durch die Wut entstellte Züge sehr wenig Anziehendes mehr besaßen.

„Wörüm röpst du mi', Ollsch? Känst mi' nicht taufreden laten? It kam all wenn it will, verfleist mi'! Täuw, it will di' wifen —“ Und dabei ergriff sie den an der Wand stehenden Besen und ging damit auf die Mutter los.

„Fiken, wat beihst? Fiken, lat mi'!“ rief die ge-

ängstigte Frau, beide Hände vor sich hin streckend, in die Ecke der Diele flüchtend.

„Giwst mi' dat Geld, Modder?“ fragte die Tochter drohend.

„Dat Geld?“

„Giwst mi' dat Geld? De Jänkens will mi' frigen, un de Oll möt seihn, dat it wat herwo', de oll entfahmt Aierl. Giwst mi' dat Geld?“

„Jo, jo, du fallst'it jo herwen!“

„Nüt dormit, glit up de Stell!“

„Hier, Fiken, hier —“ Mit zitternden Händen kramte die Alte in ihrer Kommode herum und reichte der Tochter ihr Sparfassenbuch. „Dat is min Velt'. Wardst du of gaud tau din' Modder sin, Fiken, wenn du Fru büst? It herwo nu goru mihr!“

Fiken riß der Mutter das Buch aus der Hand. „Giw man her, Ollsch, fallst'it naug tau freten herwen!“ erwiderte sie roh und ging in ihre Kammer. Die Alte aber sank weinend auf einen Schemel und barg das Gesicht in den Händen.

Bauer Jänkens hatte inzwischen auf seinen Sohn zum Abendessen gewartet. Besorgt blickte er wiederholt auf die Straße. Nirgends war Frih zu sehen. Wenn er sich nur nicht die Weigerung des Vaters so sehr zu Herzen genommen hatte! Aber was half's! Da mußte man fest sein. In dies schöne Anwesen, auf dem immer nur rechtliche und fleißige Leute gefessen, die dem ganzen Ort als Vorbild dienen konnten, sollte kein trübes, schlampiges, übel beleumundetes Weib als Herrin einziehen. Bauer Jänkens dachte an seine verstorbene Frau, die so brav und tüchtig gewesen. Es schien ihm undenkbar, daß Fiken Wodrow die Nachfolgerin dieser Frau werden könne. Vieh er sich aber einmal mit ihr ein, der Junge... dann war das Unglück geschehen.

Bauer Jänkens sah vor seinem Hause auf der Bank und rauchte seine Pfeife. Plötzlich stand sein Sohn neben ihm, so daß er ordentlich erschrak. Mein Gott, wie sah der Junge aus! Den Kopf gesenkt, die Augen starr zu Boden geheset, stand er da.

Zunächst brachte der Vater kein Wort heraus. Dann sagte er:

„Wörüm kümmt du nich tau'n Aeten, Frih?“

„It herwo kein' Hunger,“ erwiderte Frih mit matter Stimme, ohne seine Stellung zu verändern.

Besorgt blickte der Bauer auf seinen Sohn. Dann zwang er sich, fortzugehen, rauchte und schwieg. Da erklang abermals leise und traurig die Stimme seines Sohnes. „Bliwot et dorbi, Vadder?“ fragte er.

Einen Augenblick kämpfte der Bauer mit sich selbst. „Et bliwot dorbi!“ sagte er dann energisch und wandte den Kopf ab.

Frih seufzte tief auf und blieb stehen. Nochmals seufzte er tief. Dann wandte er sich um und ging ins Haus.

Ihm nachgehen? dachte der Alte. Nein! Er wollte standhaft bleiben. Doch lange konnte er's hier draußen nicht mehr aushalten. Er ging in die Schlafkammer, wo er gemeinsam mit dem Sohn schlief.

Frih lag schon im Bett. Der Vater trat zu ihm. Er schien ruhig zu schlafen. Als der Alte sich von ihm fortwandte, öffnete Frih die Augen ein wenig, schloß sie aber gleich wieder, als der Vater sich umdrehte. Nochmals trat dieser an das Lager des Sohnes. Recht bleich und vergrämt sah der Junge doch aus! Jetzt bewegte er sich — jetzt wälzte er sich herum. Da — sagte er nicht etwas? Er phantasierte wohl gar im Schlaf?

„O Vadder! O Vadder!“ kam's undeutlich von des Ruhenden Lippen.

Was will er? Was träumt er? dachte der Alte.

„O Vadder!“ klang es wieder, und dann, mit tiefer Grabesstimme: „Du heft keinen Sähn mihr.“

Das war schauerlich. Er rüttelte den Schlafenden.

„Ge! Frih! Wach up! Wat machst du tausamen?“ Er schüttelte und rüttelte — Frih schien sehr fest zu schlafen. Endlich richtete er sich auf und blickte den Alten mit starr aufgerissenen Augen an.

„Wat seggst du, Frih?“

„It? Herwo it wat seggt?“

„Du heft seggt: Vadder! An denn heft du seggt: Du heft keinen Sähn mihr! Wat fall dat?“

„It weit't nich, Vadder. Mi' drömt' man, it wir in 'n Vothagener See upfisch wor'n.“

Der Alte stuchte. „Wo kann di' so wat drömen!“

sagte er vorwurfsvoll. „Slap in, min Sähn, slap in.“ Kopfschüttelnd ging der Alte seinem Lager zu und legte sich zur Ruhe. Er konnte lange nicht einschlafen. Als er mitten in der Nacht noch einmal an das Bett seines Sohnes trat, schlief dieser ruhig und fest wie immer. Da fand er denn auch Ruhe, der Alte.

Daß aber Frih sehr, sehr verändert war, sah man am nächsten Morgen. Essen zwar that er jetzt und sogar recht tüchtig. Aber schmecken thue es ihm gar nicht, sagte er. Und sprechen that er fast kein Wort. Bei der Arbeit war er nicht zu brauchen. Träge und schlapp verrichtete er seine Obliegenheiten. So ging der Tag hin. Aber Bauer Jänkens blieb fest.

Sonnabend abend saß der Bauer wieder vor der Thür. Plötzlich schrak er zusammen. Wieder stand sein Sohn neben ihm. Er hatte jetzt eine eigentümliche Manier, leise zu schleichen und plötzlich aufzutreten. So was Geisterhaftes! dachte der Alte. Und es durchfuhr ihn mit eigentümlichem Gruseln. Er mußte an den Kirchhof denken, an die Toten dort, an Verwesung, an grinsende Totenschädel.

Und wieder schrak er zusammen. Friß fragte abermals wie gestern, nur noch erbärmlicher und trauriger: „Vadder, bliwot et nu dorbi?“

O, dieser Blick aus den gramumflorten Augen! Es war entsetzlich. Ja, es gab Schweres im Leben. Sein armer Junge! Aber es galt sein Heil. Also standhaft!

„Et bliwot dorbi!“ stieß der Bauer hervor, und ihm war, als habe er etwas Furchtbares ausgesprochen.

„Na, denn weit it, wat it tau dauhn hewot,“ erwiderte Friß entschlossen und entfernte sich.

Verblüfft sah sein Vater ihm nach. Das war doch zu stark! Drohen wollte ihm der Junge? Nun erst recht nicht! ... Aber der Gedanke, daß sein Sohn sich ein Leid antun oder von ihm fortgehen könne, ließ ihn nicht los.

Sollte er ihm nachgehen? Ihn wenigstens zu trösten suchen? Ihn gut zureden? Nein! Nach dieser Drohung durfte der Sohn ihn nicht schwach sehen. Er bezwang sich also und blieb sitzen.

Plötzlich fuhr er, wie von Gespensterhand erschreckt, empor. Heftiges Klopfen tönte am Fenster hinter ihm. Die Glieder zitterten ihm. Da — noch einmal! In ein paar Sähen war er im Zimmer. Himmel, der Anblick!

„Min Sähn! Min Sähn!“ schrie er außer sich und griff sich mit beiden Händen in die Haare. Wie festgebannt war er und wußte nicht her noch hin. Am Fensterkreuz hing sein Junge an einem Strick, mit rollenden Augen und verzerrtem Mund. Da — mit heiserer, wie gebrochener Stimme seine letzten Worte: „Nu is't all! Nu is't all! Nu is't all!“

„Nee, nee, min Frißing! Bliw nich dobt! Täuw doch'n lütten Ogenblick! It weit jo nich — wat fall it — jo, jo, asniden! It ward' di' asniden! It hal' min Reh. Wo hewot it' man henlegt ...?“

„Nu is't all! Nu is't all!“ stöhnte Friß, jetzt schon bedeutend schwächer.

„Frißing, nee, nee, täuw man blot noch einen lütten Ogenblick — wo hewot it man dat Reh henlegt ...?“

Und er suchte und suchte ...

Da erhob sich Frißens rechter Arm langsam, wie eine Geisterhand, und deutete auf die Ofenbank, um gleich darauf schlaff wieder zurückzusinken.

„Dor? Dor is't!“ rief der Bauer. „Nu kam it! Frißing, nee, nee!“

Und nun stand er auf einem Stuhl — und nun schnitt er die Schnur ab. Da — sein Sohn war gerade auf die Füße gefallen und stand aufrecht da. Gott sei Dank! Die Sache schien ihm also nicht geschadet zu haben. Doch gleich darauf kniete Friß zusammen, riß sich den Strick vom Hals und lag wie leblos im Zimmer ausgestreckt.

Bestürzt sah Bauer Jüntens auf ihn herab. „Hei's dobt!“ sagte er im ersten Schrecken. Dann sank er auf die Kniee und rief: „Bist du dobt, Frißing? Wach doch up, min Sähn! Du fallst jo of gahn, jo, Frißing, du fallst dazgen mit din Fisen, hürst du? Mit din Fisen!“

Dieser Name schien einen belebenden Einfluß auszuüben, denn jetzt schlug Friß langsam die Augen auf und stieß einen langen, vernehmlichen Seufzer aus.

In diesem Augenblick traten mehrere Nachbarn, die durch des alten Bauern Geschrei herbeigelockt waren, durch die offene Thür in die Stube, unter ihnen der Bäcker von nebenan und sein Sohn Grischan.

Sofort richtete Friß sich auf und schlich nach der Ofenbank.

„Is di' beter?“ fragte der Bauer.

„Jo, Vadder,“ erwiderte der Sohn, „nu is mi all beter.“

„Ach, min Frißing, dat is gaud, dat di' beter is! Wo kannst du mi' so verführen, min Sähn! It seih nu, dat du nich vun ehr letst. Peter is't doch, du geist mit Fisen Wodrow tau'n Dazgen, as dat du di' uphängst un dinen ollen Vadder taurügg letst, min Frißing, min Einzigst!“

Er war ganz weiches Wachs geworden, der Alte, und streichelte jählich mit seiner großen, rauhen Hand die Wangen des Sohnes.

„Woans is denn dit taugangen?“ fragte der Bäcker.

„Dat se rutgahn!“ flüsterte Friß dem Vater zu. Doch dieser konnte sich nicht genug thun in lautem Bedauern und Selbstanklagen. Er erzählte den Hergang mit allen Einzelheiten und betonte immer wieder, daß er der allein Schuldige sei, weil er den Sohn durch seine hartherzige Weigerung zur Verzweiflung getrieben habe.

Friß wurde es endlich zu viel. „Vadder!“ rief er ärgerlich und sprang auf. Doch sogleich war der Bauer

neben ihm, um ihn zu beruhigen. „Bliw sitten, Friß, wat it seggt hewot, dat hewot it seggt. Gah mit ehr, äwerst mal kein' Geschichten wedder. Sett di' dal, min Sähn, du süßt leeg ut — Grischan, gah un hal mi 'n Dokter, hei soll glit mal komen, Grischan —“

„Nee — nee!“ warf Friß ein.

Doch der Vater drang darauf. „Hal em, Grischan!“ sagte er. Und Grischan rief: „Jo, jo, Vadder Jüntens, it gah all!“ Damit war er hinaus.

„'n Abend of!“ sagten die andern und folgten ihm.

Draußen vor dem Hause tauschten sie ihre Meinungen aus.

„De bringt sit doch noch eins um,“ meinte der Bäcker. „It hewot 'n Möllersjahn kantt, de hett't fismal verhöcht. Mit Uphängen hett hei of anfangen, äwerst de Strick wir nich did 'naug un rit; dunn verhöcht hei't mit Water, äwerst dat wir nich deip 'naug, un hei stann in 't Water as 'n Pahl, de mit 'n Kopp rufst. As de Snuppen vörbi wir, gung hei nah'n Astefer un wull sit Swingrün köpen, de Astefer gäv hem äwerst 'n Bretmiddel, dat sit Dag lang all dat schone Aeten wedder rutkam. Na, 't veert Mal wir't 'n olle Flint, de nich lösging, un dor jäd sin Vadder: „Nu ward hei woll 'naug hebben.“ Äwerst hei hett nich 'naug hatt. Ein' Dag hebben 'em in 'n Pierdstall funnen, un dat Reh stät noch in sine Post.“

Damit ging er gewichtig in sein Haus, und nachdenklich trollten die andern von dannen.

Grischan, des Bäckers Sohn, war inzwischen zum Doktor gegangen. Dies war ein noch jugendlicher, kleiner, kugelrunder Mann, der bei der Behandlung seiner Kranken oft eine recht eigentümliche Methode angewandte. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß er nicht zum Ziel gekommen wäre; im Gegenteil, er hatte bei den Bauern recht gute Erfolge zu verzeichnen. Medizin hätte er am liebsten nur sehr wenig verordnet; wenn dies trotzdem in recht ausgedehntem Maße geschah, so that er es dem Vorurteil vieler Bauern zuliebe, die sich nicht vorstellen konnten, daß man auch ohne Medizin gesund zu werden vermöchte. Doch war die Medizin des Doktors fast stets äußerst harmlos; wem er wohlwollte, dem verordnete er den unschädlichen Tranke süß und wohlwollend, während halsstarrige Kranke einen mehr oder weniger bitteren Zusatz erhielten.

Im übrigen suchte aber unser Doktor den eigentlichen Heilerfolg — je nach der Art des Leidens — durch seltsame oder körperliche Diät zu erzielen, wobei er seine Rücksicht nahm und seinen Patienten derb die Wahrheit sagte.

Der jungen Frau eines reichen, aber geizigen Schlächtermeisters, die im Hause verkrüppelt, hatte er eine tägliche Spazierfahrt nach einem der umliegenden Orte mit Einsperr in das Wirtshaus, um dort den Kaffee einzunehmen, verordnet. Man hatte den Kopf geschüttelt, der Schlächtermeister hatte gebrummt — aber merkwürdig, nach vierzehn Tagen war die junge Frau fast gesund, so daß die Partien auf zwei Tage in der Woche beschränkt werden konnten.

Grischan mußte den Fall berichten, wie ihn der alte Jüntens erzählt hatte. Dann that der Doktor einige Fragen und war nach zehn Minuten über Jüntens Vater und Sohn, sowie über Fisen Wodrow genau unterrichtet.

„Und an das Fenster hat er selbst geklopft?“

„Jo, hei jülwosten.“

„Na, dann weiß ich vorläufig genug. Warten Sie einen Augenblick. Ich werde gleich mitkommen.“

Der Arzt ging in ein Nebenzimmer und trat nach wenigen Augenblicken, den Out und ein kleines Päckchen in der Hand, wieder heraus.

Als der Doktor mit Grischan in das Zimmer des Bauern Jüntens trat, saß dieser noch immer neben seinem Sohn auf der Ofenbank.

„Nun, wie geht's?“ fragte der Arzt.

„O, Herr Dokter, min Sähn is all veel beter.“

Mit ernster Miene trat der Doktor näher, sah den Puls des Sohnes und sah nach seiner Uhr.

„Schr schneller Puls,“ konstatierte er und zog die Stirn in Falten.

Erstaunt blickte Friß, besorgt der Alte ihn an.

„Wo ist der Strick?“ fragte der Arzt weiter.

Der Bauer holte den Strick vom Fenster und reichte ihn dem Arzt hin.

Ein Blick genügte diesem, um zu sehen, daß sich an dem Strick überhaupt keine Schlinge befand, das Ende vielmehr ganz fest angelüpelt war, so daß der junge Mensch mit einiger Ausdauer drei- und viermal so lange hätte hängen können, ohne Schaden zu nehmen. Der Arzt aber sagte von seiner Wahrnehmung gar nichts, warf den Strick in die Ecke und trat, mit wörmöglich noch ernsterem Gesicht, wieder an den Bauernsohn heran. Er betastete seinen Hals, klappte seine Augenlider um und schüttelte immer bedenklicher mit dem Kopf.

„Der Fall ist ernst,“ sagte er dann, sich zu dem alten Bauern wendend.

Friß sah mit offenem Munde da.

„Körperlich,“ fuhr der Doktor fort, „erscheint Ihr

Sohn zwar nicht gerade bedenklich angegriffen, dagegen ist der geistige Zustand beunruhigend.“

Der Alte rang die Hände.

„Hat Ihr Sohn schon früher Zeichen von trüber Sinnesart gegeben?“

„Dat hett hei, Herr Dokter. Dese lehten Dag wir hei sihr still, un dat Aeten hett em nich smekt —“

„So, so. Appetitlosigkeit. In so jugendlichem Alter verdächtig.“

„Un — un denn hett hei in 'n Slap snakt —“

„Wie? Phantasiert hat er auch?“

Der Bauer erzählte, was er beobachtet habe.

„Ja, sehen Sie, nun ist es doch klar, daß sein geistiger Zustand nicht in Ordnung ist. Er ist krank, geistig krank, und der Selbstmordversuch war ein plötzlicher Ausbruch dieser Krankheit. Ein neuer Ausbruch muß unter allen Umständen vermieden werden, er darf keinen neuen Selbstmordversuch unternehmen —“

„Nee, nee!“

„Wenn das verhindert wird, so dürfte bei dem jugendlichen Alter des Patienten die Sache ohne nachteilige Folgen bleiben.“

Der Bauer atmete auf.

„Es kommt aber darauf an, daß Sie meine Vorschriften genau befolgen.“

„Dat will'n wi, Herr Dokter!“ sagte der Alte überzeugungsvoll.

„Gut. Zunächst hat Ihr Sohn das Bett aufzusuchen und einige Tage unbedingte Ruhe zu halten.“

Friß machte große Augen, und sein Vater blickte ihn mitleidig-besorgt an.

„Die Krisis muß erst überstanden sein. Wenn die überstanden ist, wird's schon wieder besser werden.“

Der alte Jüntens sah andächtig auf den Arzt.

„Und hier,“ fuhr dieser fort, „eine Flasche Medizin. Geben Sie Ihrem Sohn alle Stunde einen Theelöffel davon, das wird die Genesung unterstützen. Sie schmeckt etwas bitter, na, Ihr Sohn ist ja ein Mann und wird die Medizin ohne Schwierigkeit einnehmen. Nicht wahr?“

Der Arzt sah Friß ins Gesicht.

„Jo!“ brachte dieser matt hervor.

„Gut. Also nun zu Bett.“

„Kumm, min Sähn.“

„It brut nich tau Bedd,“ sagte Friß trohig und blieb sitzen.

Der Arzt zuckte die Achseln. Dann wandte er sich an den Alten. „Es wird das beste sein, Sie nehmen sich einen guten Freund her, damit Sie den Kranken bewältigen können, wenn ein neuer Anfall kommen sollte —“

„Dat will 't dauhn!“

„Nebemorgen komme ich wieder und sehe nach.“

Friß blickte entsetzt auf. „Nebemorgen?“ fragte er mit bebenden Lippen.

„Nebemorgen. Und nun guten Abend, Vater Jüntens. Dieser junge Mann hilft Ihnen vielleicht beim Auskleiden des Sohnes und holt Ihnen dann jemand zur Hilfe herbei, wenn er selbst nicht bleiben kann. Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß Sie Ihren Sohn bis übermorgen keinen Augenblick allein lassen und ihm regelmäßig die Medizin geben, sofort nachdem er zu Bett gegangen ist, den ersten Löffel. Dann wird er wohl ruhig bleiben. Sollte aber wider Erwarten ein neuer Ausbruch erfolgen, so würde nichts übrig bleiben als ihn an der Bettstelle festzubinden. Guten Abend! Gute Besserung, mein Sohn! Immer den Kopf oben. Sie sollen sehen, übermorgen wird Ihnen schon bedeutend besser sein.“

Der Arzt verließ das Zimmer.

Langsam trat Bauer Jüntens auf seinen Sohn zu.

„Na, Frißing,“ sagte er schonend.

„Dat't mi' tautreden!“ rief Friß heftig und ging in seine Kammer, um sich zu entkleiden.

Als er im Bett lag, trat der Bauer mit der Medizin zu ihm heran. Friß schien jetzt ganz willig.

„Hier, min Sähn —“

„Pui Dübel!“ Friß schluckte und prustete und spuckte. „Dat's jo Gift! De Kierl will mi' vergiften!“ Und er wälzte sich im Bett, warf den Kopf hintenüber und klapperte mit den Zähnen.

„De's hellschen scharp!“ äußerte der Alte zu Grischan. Der aber konnte sich das Lachen nicht verbeißen. Das machte Friß rasend, er hob den Oberkörper empor und spie dem Bäckersohn vor die Füße. Dann hüllte er sich in sein Deckbett ein und rührte sich nicht mehr.

Morgens schien Friß ganz vernünftig. Er brummte zwar etwas, als er den alten Böhmi, den der Bauer sich zur Hilfe geholt hatte, bemerkte, spuckte auch wieder ganz gehörig aus, als er den Löffel Medizin bekam, verhielt sich aber sonst ruhig.

Um sieben Uhr wollte er aufstehen, doch seine Sachen waren vom Stuhl verschwunden.

„Vadder!“ rief er nun. „It will upstahn! It bün beter.“

„Nee, Frißing, bliw still, du darfst nich upstahn, de Dokter will't nich hewoen.“

„De Dokter fall kamen, it will upstahn!“ sagte



Wandrierende Torpedoboote. Nach dem Gemälde von E. Salkmann.

Verlag von J. Neumann, Neudamm bei Berlin.

Fritz nun schon ärgerlicher, so daß der Bauer wirklich zum Arzt schickte. Der aber ließ sagen, Fritz müsse unter allen Umständen im Bett bleiben, und morgen früh würde er kommen.

Jetzt wurde Fritz wieder unruhiger, so daß sein Vater besorgt zu ihm hinüber sah. Die Medizin zu nehmen weigerte er sich entschieden. Er hatte so sehr genug von den zwei Malen, daß er sich lieber den Kopf hätte abhacken lassen, als noch einmal dies „Gift“ hinunterzuschlucken.

Gegen Mittag wurde die Unruhe größer, er schalt laut vor sich hin. Gewiß hätte er versucht, zu entkommen, aber er hatte ja keine Sachen. Und nach konnte er doch nicht auf die Straße rennen.

Das Mittagessen wies er von sich.

Der Bauer flüsterte dem alten Böhm zu: „Appetitlosigkeit, ja, es ist ins jugendliche Alter verdächtig.“

Es ging auf zwei Uhr. Nun mußte der Tanz nach der „Tredfidel“, wie man die Handharmonika nannte, bald beginnen.

Fritz setzte sich aufrecht im Bett hin und fing an zu brüllen.

„Tau'n Dokter! De Dokter soll kommen! Ich bin gesund! Giv' mi' min Kleddachen! Ich will upstahn!“

Der Bauer trat mit dem Nachbarn näher. „Fangt dat wedder an?“ rief er, die Hände ringend. „Dat kümmt, wil wi' em kein' Medizin gewen hewwen. Vadder Böhm, de Medizin —“

„Nee, nee!“ schrie Fritz auf und warf sich in die Kissen zurück. „Ich bin jo beter!“ sagte er dann bittend und weinerlich.

„O nee, min Söhn, du büst veel slimmer. Wo sitt di' denn nu dat Weibdag?“

„Ich heww kein Weibdag, ich bin gesund.“

„O nee, min Söhn, du büst sihr krank.“

„Mi' is gor nix.“

„Du süßt leeg ut.“

„Dat's woht!“ schaltete Vater Böhm ein. „Als 'ne Pomeranz.“

„Dat mi' doch rut, Vadder!“ bat der Sohn wieder.

„Ich heww't doch Fiken versprochen.“

„Grishan ward ehr seggen, dat du krank büst.“

„Grishan?“ sagte Fritz auffahrend. „Nee, de fall't nich seggen, de nich!“

Und er knirschte mit den Zähnen. Der Gefangene rollte die Augen und ballte die Fäuste.

„Rit mal de Ogen!“ flüsterte der Bauer dem Nachbar zu.

„Min' Ogen sünd gaud!“ schrie Fritz.

„Nee, ganz wild sünd s'!“ widersprach sein Vater.

Fritz ballte die Fäuste.

„Un de Hänn!“ flüsterte der Alte wieder.

„Min' Hänn?“

„Bliw still, min Söhn, bliw man blot still, sünst kümmt de Krikel!“ bat der Bauer ängstlich.

Aber Fritz hörte nicht. Er richtete sich im Bett auf und schimpfte. „Dese Kierl!“ schrie er, „dese Dokter! De Kierl weit gor nix! 'n Dred weit hei! De fall' sik wohren. Ich dreih' em 'n Hals üm —“

„Holl em wiß!“ sagte Bauer Jünkens zu Böhm und trat näher. „Holl em wiß, nu kümmt hei.“

Die beiden alten Männer hielten den Tobenden fest.

„Wat seggst du?“ fragte Vater Böhm den andern.

„Dat is hei.“

„Wat?“

„Holl em wiß! De Krikel!“

„Herrjemineh! Wat's dat?“

„Ich weit nich, äwerst dat is hei.“

„Wat't mi' los!“ schrie Fritz und begann um sich zu schlagen.

„De Krikel! De Krikel!“ jammerte der alte Jünkens.

„Wat't mi' los, segg it!“

„Fiz, Vadder Böhm, den Strid!“

Der Strid lag schon bereit. Aber jetzt schrie Fritz aus Leibeskräften: „Wat't den Strid weg! Sünst ward it ganz wild.“

„Wißt du still liggen?“

„Jo, it will.“

Und wirklich legte er sich nun hin und streckte sich lang aus, erschöpft von dem Kampf, und neben ihm standen die beiden alten Männer, schauend und bebend.

Nach einer Weile drehte Fritz sich der Wand zu, und wenig später war er eingeschlafen.

Bis in den späten Abend hinein schlief Fritz Jünkens.

Dann wachte er auf von näher kommendem Gesang.

Es war ein Trupp junger Leute, und das Lied, das sie sangen, kannte Fritz wohl. War er selbst auch noch nicht Soldat gewesen, die Reservisten hatten es vom Regiment mit heimgebracht. Galt ihm der Gesang des Liedes? Er richtete sich auf und horchte.

Immer näher kam es:

„Was nütet mir ein schönes Mädchen,

Wenn andre mit spazieren gehn

Und läss'n ihr die Schönheit ab?

Woran ich meine, woran ich meine,

Woran ich meine Freude hab!“

Gewiß, das galt ihm. Jetzt waren sie dicht an

seinem Kammerfenster. Und nun, nachdem das Lied beendet war, trat lautlose Stille ein.

Gleich darauf sah Fritz eine weibliche Gestalt am Fenster auftauchen. Was? War das etwa Fiken? In fieberhafter Aufregung, mit trockener Kehle stierte Fritz nach der Gestalt.

„Gau'n Abend of, Frihing!“ rief die Stimme laut und höhnisch. Fiken! Sie war es! Fritz hätte sich am liebsten in den Betten verkrochen, aber er fürchtete, daß Fiken ihn bemerken würde, und so blieb er unbeweglich sitzen, in der stillen Hoffnung, daß er von außen nicht zu sehen sei.

Die Gestalt verschwand. Doch gleich darauf erschien sie wieder und rief in demselben höhnischen Ton: „Frihing! Sall 't di' affniden?“

Ein lautes Gelächter der Burschen und Mädchen gab das Echo zu dieser boshaften Frage ab.

Da hielt Fritz sich nicht länger. Er stürzte aus dem Bett ans Fenster und schrie, so laut er's vermochte: „De Fiken Wod'r hett alle Welt tau'n Brauder!“

Ein noch toller Gelächter antwortete ihm. Er hatte sich gerächt. Dann zogen Burschen und Mädchen singend und lachend davon.

Am nächsten Morgen erschien der kleine Doktor mit der harmlosesten Miene beim Bauer Jünkens und trat an Frikens Bett.

„Run?“ fragte er. „Wie geht's?“

Fritz antwortete nicht.

„Ich sehe schon,“ fuhr der Arzt fort. „Sie sind noch etwas angegriffen. Aber das Allgemeinbefinden ist bedeutend besser. Die Krikel ist überstanden.“

Nun nahm der alte Jünkens das Wort.

„Gistern Rahmiddag wir hei all dor. O Herr Dokter, dat's wat bannig Slimmes, dese Krikel.“

Der Arzt nickte lächelnd mit dem Kopf.

„Und die Medizin?“

Fritz sah fort.

„Sich scharp!“ erwiderte der Bauer.

„Das ist sie,“ meinte der Doktor, „aber sie hilft. Ihr Sohn ist gesund und kann aufstehen.“ Und nachdem er den jungen, recht niedergedrückten Mann ein wenig betrachtet hatte, setzte er hinzu: „Gewiß wären Sie gestern gern zum Tanz gegangen? Na, das holen Sie später nach, wie?“

„Tau'n Danzen? Nee!“ antwortete Fritz mit einem verächtlichen Nicken um die Lippen.

„Haben Sie denn keine Braut?“ fragte der Arzt weiter.

„De is min Brut nich mihr!“ erklärte der Gefragte bitter. „Ich heww 't gisteren kennen lirt, de Fiken Wodrow.“

„So, so. Ja, ja, er ist vollkommen hergestellt, Ihr Sohn.“

„Dat it um de min' Vadder dat andauhn heww —“

„Ach, min Söhn, min Söhn!“

Der Doktor stellte sich unwissend und ließ sich die Geschichte noch einmal erzählen, die ihm schon Grishan gestern berichtet hatte.

„Run,“ meinte er dann, „ich glaube, Ihr Vater verzeiht Ihnen, was Sie ihm angethan haben, nicht wahr, Vadder Jünkens?“

„Dat dauh' it!“ sagte der Alte. „Ich bin man froh, dat de Krikel weg is, dat wir doch dat Slimst! Nicht woht, Vater Böhm?“

„Bannig slimm!“

„Na abjüs, Vadder Jünkens! Abjüs, Vadder Böhm! Abjüs, Fritz!“

„Abjüs, Herr Dokter!“

Andrée.

(Vilber S. 37 u. 64.)

Sonntag den 11. Juli, nachmittags 3 Uhr, hat sich das lang Erwartete vollzogen: Andrée ist zu seiner kühnen Nordpolfahrt aufgebrochen.

Hier einige Daten über sein Leben.

S. A. Andrée steht im Alter von 43 Jahren; er ist 1854 zu Grenna als Sohn eines Apothekers geboren. Der Vater starb dort 1871. Andrée besuchte die „Elementarskola“ zu Jönköping, eine Anstalt, die unserm deutschen Gymnasium entspricht. Nach Absolvierung jener Anstalt kam Andrée auf die Technische Hochschule nach Stockholm. In den siebziger Jahren war er Besitzer einer kleinen Eisengießerei bei Jönköping mit der Firma Möller & Andrée, ein Unternehmen, das nicht sonderlich glückte. Er praktizierte dann als Maschineningenieur an verschiedenen Orten. Später wurde er Lehrer der Physik an der Technischen Hochschule zu Stockholm. Im Jahre 1881/82 beteiligte sich Andrée mit Professor Ekholm an einer wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen, bei der es sich um meteorologische Untersuchungen handelte. Nach seiner Rückkehr erhielt er das Amt als Ingenieur beim Patentbureau in Stockholm. Es folgte ein privates Unternehmen, das den Unermüdlichen zum Studium der Atmosphäre über den Ozean nach Philadelphia führte. Damals gewann er das rechte, tiefere Interesse für meteorologische Dinge, das natürlich im Laufe der Zeiten immer lebendiger und fester geworden ist. So erjagte er auch seinen Bruder, der als Kapitän nach allen Erdteilen kam, genaue Wetterbeobachtungen anzustellen; von Australien, Japan, Ostindien handelte Ernst Andrée seine Observationen an den Bruder, der aus dieser

regen Korrespondenz mannigfache interessante Ergebnisse veröffentlicht hat. Andrées Mutter starb im April dieses Jahres — zwischen Mutter und Sohn bestand ein rührend herzliches Verhältnis. Seine Schwester, Frau Spanberg, die Gattin eines schwedischen Fabrikbesizers, scheint in selbstverleugnendem Heroismus des Bruders würdig zu sein. Von ihr stammt das Wort: „Mein einziger Wunsch ist, daß er aufsteigt; lieber soll er untergehen als vergeblich zurückkehren!“

Im Sommer 1893 weilte S. A. Andrée in Göteborg zu Besuch bei dem Vorfahre des Seemannshauses. Damals trug er sich mit der eigenartigen kühnen Idee, von den Kap Verdischen Inseln an der Nordwestküste Afrikas im Luftballon übers Meer nach Venezuela zu fahren; er wollte beweisen, daß es möglich sei, solche großen Strecken im Ballon zu überfliegen. Die beiden Brüder kamen bei ihren fortgesetzten Berechnungen zu dem Ergebnis, daß in 97 Stunden jener Weg zurückzulegen sei. Es wurde sehr viel Mühe und Arbeit während des ganzen Sommers auf diesen Plan verwendet. Die wissenschaftlichen Autoritäten in Stockholm aber, namentlich auch Nordenfjöld, sagten zu Andrée: „Wenn du zu einem solchen Unternehmen Vertrauen hast, so versuche doch lieber, von Spitzbergen aus über den Nordpol zu gehen!“

Das ist die Entwicklungsgeschichte der Fahrt von Andrée.

Von Interesse ist noch die Verproviantierung der drei verwegenen Luftschiffer in ihrer Gondel. In 800 kleinen Säcken ist der gesamte Proviant in der Gondel verteilt. Mit Rücksicht auf die 5000 Kubikmeter Gas, mit denen der Ballon gefüllt ist, darf nicht ein einziges Streichhölzchen während der ganzen Luftreise angezündet werden. Man darf deshalb nicht glauben, daß die Insassen der Gondel auf warme Mahlzeiten verzichten müssen. Zu diesem Zweck haben die Luftschiffer einen höchst originellen Ausweg erfunden. Vom Boden der Gondel hängt eine Leine herab, an der ein Spiritusflöcher befestigt ist. Dieser kann 15 Meter unterhalb der Gondel auf elektrischem Weg entzündet und ausgelöscht werden, ehe man ihn wieder emporzieht. Durch einen Spiegel beobachtet man vom Bord der Gondel aus die Flamme, und durch einen Gummischlauch bläst man sie aus. Das Fahrzeug hat Schloßplätze für drei Personen und führt außer einer Reihe wissenschaftlicher Instrumente sogar eine Bibliothek mit sich. Die aus Holzgeßicht bestehende Gondel vermag ein Gewicht von 5000 Kilogramm zu tragen. Sie ist mit dem Besten versehen, was Küche und Keller des schwedischen Königschlosses befehen.

Schutengel.

(Bild S. 73.)

Es geht ein Engel leise
Durch Wetter, Sturm und Wind,
Durch unwegsame Gleise
Mit jedem frommen Kind.

Er streckt die treuen Hände
Ob seinem Haupte aus,
Er führt es ins Gelände,
Er leitet es nach Haus.

Ist bei ihm früh und späte,
Bis müd es sucht die Ruh',
Küßt nach dem Nachtgebete
Ihm still die Augen zu.

Er wacht ob seinem Schlummer,
Daß er sei ungehört,
Und wehret Leid und Kummer,
Bis einft er heimwärts kehrt.

Unter dem roten Kardinal.

Schicksale eines Abenteurers.

Von

S. J. Seyman.

3

Madame und Mademoiselle.

Offen gestanden, war es aber nicht die alte Bunde, die mich so schmerzte, sondern Madames Worte, die vollendeten, was Glons plötzliches Erscheinen im Garten begonnen hatte, und viel dazu beitrugen, mich hart zu machen und mich in mein altes Selbst zurückzutreiben. Mit Bitterkeit sah ich — was ich vielleicht im Augenblick vergessen hatte — wie groß der Abgrund war, der mich von diesen Frauen trennte; wie unmöglich es war, daß dieses friebliche Beisammensein lange dauern würde; wie entgegengesetzt in unsern Ansichten, Welterfahrungen und Zielen wir waren. Und während ich im Herzen ihre idealen Gefühle verspottete — oder wenigstens dachte, daß ich es thäte — lachte ich nicht weniger über die Narrheit, die mich verleitet hatte, auch nur einen Augenblick zu träumen, daß ich, in meinem Alter, zurückgehen könnte — zurückgehen und alles riskieren wegen einer Laune, wegen eines Skrupels, wegen des Traums einer einsamen Stunde.

Es mochte sich wohl etwas von diesen Gedanken auf meinem Gesicht widerspiegeln, denn Madames Augen schauten mich nachdenklich und prüfend an, während Mademoiselle mit nervöser Hast einige bedauernde Worte lispete. Jedenfalls bildete ich mir das ein und suchte mich schnell zu beherrschen; und meine Wirtinnen vergaßen bald den kleinen Zwischenfall oder wollten ihn vergessen, während sie mir

zuredeten, von den einfachen, aber gut zubereiteten Gerichten des Mahles zu kosten.

Und trotz allem hatte diese erste Mahlzeit einen eigenthümlichen Zauber für mich. Der runde Tisch, an dem wir aßen, stand in der offenen Thür, die nach dem Garten führte, so daß die Oktobersonne voll auf das fleckenlose Linnen und das eigenthümliche alte Silbergerät fiel, und die frische, balsamische Luft füllte das Zimmer mit dem Duft würziger Kräuter. Louis bediente uns mit der Miene eines Haushofmeisters und setzte jedes Gericht auf den Tisch, als ob es ein gebratener Pfau oder eine Schüssel von gebadenen Fettaammern wäre. Der Wald hatte das meiste zu unserm Mahle geliefert, auch der Garten hatte das Seinige dazu beigetragen; das Gebäud hatte Mademoiselle selbst zubereitet.

Allmählich, im Verlauf der Mahlzeit, während Louis auf dem gebohnten Boden leise hin und her ging, die lehten Insekten des Sommers draußen schlafzig summten und die zwei schönen Gesichter mir aus dem Schatten beständig zulächelten, — denn die Damen saßen mit dem Rücken nach dem Garten — begann ich wieder zu träumen. Ich versenkte mich aufs neue in die thörichtesten Gefühle, die halb Freude, halb Schmerz waren. Die Aufregung des Spiels und der wüste Trubel bei Baton schienen weit hinter mir zu liegen. Selbst die Siege auf dem Fechtboden schienen hier leer und schal. Ich dachte an das Leben wie einer, der außerhalb desselben steht. Ich wog eins gegen das andre ab und überlegte, ob denn wirklich die rote Kardinalsfontäne so viel mehr wert sei als das einfach familiäre Wams, oder der Ruhm eines Tages mehr als stiller Friede in lieber Häuslichkeit.

Und das ganze Leben in Cochesoret war in demselben Stile wie dieses Mittagessen. Jeder Tag, ich möchte beinahe sagen jede Mahlzeit, regte dieselbe Gedankenfolge an. Nur in Glons Gegenwart, oder wenn ein unbewußt hartes Wort von Madame mich an das erinnerte, was uns trennte, fand ich mein altes Selbst wieder. Zu andern Zeiten jedoch, inmitten dieses friedlichen und traulichen Verkehrs, der nur durch die Abgelegenheit des Schlosses und die eigenartige Lage, in der die Damen sich befanden, möglich wurde, überfiel mich oft eine seltsame Schwäche. Die Einsamkeit der Wälder, die das Haus umgaben und nur hie und da einen Blick auf die fernen, schneebedeckten Bergspitzen gewährten; die Abwesenheit jedes Bandes, das mich an mein altes Leben fesselte, so daß es mir manchmal gar nicht da gewesen zu sein schien; das Abgeschiedene von der großen Welt, alles dies trug dazu bei, meinen Willen zu lähmen und die Thatkraft zu schwächen, mit der ich hierher gekommen war.

Jedoch am vierten Tage meiner Anwesenheit geschah etwas, das den Zauber zerstörte. Der Zufall fügte es, daß ich an dem Tage zu spät zum Mittagessen kam und eilig, ohne erst zu klopfen, ins Zimmer trat, in der Erwartung, Madame und ihre Schwester schon bei Tisch zu finden. Statt dessen sprachen sie leise und mit verstörten Mienen miteinander neben der offenen Thür, während Glon und Louis nicht weit davon standen mit niedergeschlagenen Augen und verstörten Mienen.

Ich hatte gerade noch Zeit, das alles zu sehen, dann bewirkte mein Eintreten eine plötzliche Veränderung. Glon und Louis richteten sich dienstfertig auf; Madame und ihre Schwester gingen an den Tisch und ließen sich nieder; alle suchten sich in sehr durchsichtiger Weise ganz harmlos zu geben. Aber Mademoiselles Gesicht war blaß, ihre Hände zitterten; und obwohl Madames größere Selbstbeherrschung sie in stand setzte, ihre Rolle besser als die andern zu spielen, so sah ich doch, daß sie ihre Fassung noch nicht wiedergewonnen hatte. Ein- oder zweimal fuhr sie Louis hart an, dann versank sie wieder in ein stilles Vorschubhinbrüten, und sobald sie sich nicht von mir beobachtet glaubte, zeigte ihr Gesicht den Ausdruck tiefer Besorgnis.

Ich wunderte mich, was dies alles wohl zu bedeuten hatte, und wunderte mich noch mehr, als nach der Mahlzeit die beiden Damen eine Stunde lang mit Glon im Garten auf und ab gingen. Mademoiselle kam dann allein zurück, und ich konnte deutlich sehen, daß sie geweint hatte. Madame und der unheimliche Thürhüter blieben noch länger draußen, dann kam auch sie herein und verschwand.

Glon kam nicht mit ihr zurück, und als ich fünf Minuten darauf in den Garten ging, war Louis auch verschwunden. Abgesehen von zwei Dienerinnen, die an einem Fenster saßen und nähten, schien das Haus ganz verlassen zu sein. Kein Laut unterbrach die Nachmittagsstille des Zimmers und des Gartens, und doch fühlte ich, daß in dieser Stille etwas vor sich ging, von dem ich nichts wußte. Ich wurde allmählich neugierig — misstrauisch, und kurz entschlossen schlüpfte ich durch die Ställe ins Freie. Am Wald entlang gehend, der sich hinter dem Hause hinzog, erreichte ich bald die Brücke, die über den Fluß und nach dem Dorfe führte.

Von hier aus konnte ich das Haus beobachten

und ging eine kleine Strecke in das Gehölz hinein und sah nach den Fenstern hin, um zu versuchen, das Rätsel zu lösen. Es war nicht wahrscheinlich, daß Herr von Cochesoret seinen Besuch so bald wiederholen würde, und außerdem hatten die Gesichter der Damen nur Schrecken und Kummer ausgedrückt, nichts von der Befriedigung, welche ein solches Zusammentreffen, wenn auch heimlich genossen, gewähren mußte. Ich verwarf also meinen ersten Gedanken — daß er unerwartet zurückgekehrt sei — und suchte eine andre Lösung.

Aber ich konnte im Augenblick keine andre finden. Die Fenster blieben hartnäckig geschlossen, nichts zeigte sich auf der Terrasse, der Garten lag einsam da, nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen. Mein Fortgehen hatte das Geheimnis nicht ans Tageslicht gebracht, wie ich halb und halb erwartet hatte.

So lag ich eine Zeitlang auf der Lauer, ab und zu meine eigne Niederträchtigkeit verfluchend; aber die Aufregung der Situation und der Gedanke an meinen Auftrag brachten mich bald darüber hinweg. Dann beschloß ich, ins Dorf hinunter zu gehen, um zu sehen, ob dort irgend etwas im Gange war. Ich war einmal im Gasthaus unten gewesen und war halb misstrauisch, halb höflich empfangen worden, da man mich als Gast auf dem Schlosse nicht zurückweisen konnte. Es konnte also nicht auffallen, wenn ich wieder hinging, und nach kurzer Ueberlegung wandte ich mich dem Pfad zu, der nach dem Dorfe führte.

Dieser war, solange er sich durch den Wald zog, so dicht beschattet, daß die Sonne fast gar nicht, oder nur durch kleine Lichtungen, hindurchdringen konnte. Hie und da schlüpfte ein Eichhörnchen um einen Baumstamm oder huschte über die trockenen Blätter. Manchmal hörte man ein Wildschwein grunzen und in den Wald hineinfluchen. Sonst war aber alles still, und ich weiß nicht, wie es kam, daß ich Glon überraschte, anstatt er mich.

Er schlenderte den Pfad entlang, die Augen zu Boden gerichtet; und er ging so langsam, und seine hagere Gestalt war so gebeugt, daß ich ihn für geistesabwesend gehalten hätte, wenn ich nicht die regelmäßige Bewegung seines Kopfes von rechts nach links und die schnellen Stöße, mit denen er hie und da einen Erdklumpen oder einen Blätterhaufen beiseite schob, bemerkt hätte. Von Zeit zu Zeit richtete er sich steif auf und sah sich misstrauisch um, aber ich war schon hinter einen Baum geschlüpft und daher nicht zu sehen; und nach kurzer Pause that er wieder wie vorher, blickte er sich, wenn möglich, noch dichter über den Boden und bewegte sich noch langsamer vorwärts als bis anhin.

Ich war nun überzeugt, daß er jemand nachspürte. Aber wem? Wie das erraten? Klar war mir nur, daß die Lage immer verwickelter wurde, und eine wilde Lust, sie zu lösen, begann sich meiner zu bemächtigen. Wenn die ganze Geschichte mit Cochesoret nichts zu thun hatte, so ging sie mich natürlich nichts an; aber wenn es auch unwahrscheinlich schien, daß irgend etwas ihn veranlaßt haben sollte, so schnell zurückzukehren, so konnte doch immerhin die Sache mit seiner Person in irgend einem Zusammenhang stehen. Zudem war meine Neugier einmal rege geworden. Als Glon endlich schneller ging und in der Richtung nach dem Dorfe hin verschwand, nahm ich seine Thätigkeit auf. Ich sagte die ganze Spürkunst zusammen, die ich auf der Jagd gelernt hatte und betrachtete eifrig forschend die zertretenen Erdklumpen und niedergefahrenen Blätter. Aber umsonst. Ich konnte nichts entdecken und richtete mich schließlich wieder auf, mit schmerzdem Rücken und nicht klüger als zuvor.

Ich ging nun nicht mehr ins Dorf, sondern nach dem Schloß zurück, wo ich Madame im Garten traf. Sie blickte rasch auf, als sie meine Schritte hörte, und ich mußte mich sehr irren, wenn sie nicht enttäuscht war, mich zu sehen, statt eines andern, den sie erwartet hatte. Tapfer aber verbarg sie dies Gefühl und begrüßte mich mit einigen höflichen Worten. Während unsrer Unterredung jedoch wendete sie sich mehr als einmal nach dem Hause und schien die ganze Zeit unruhig zu sein, als ob sie auf etwas wartete. Als dann Glons Gestalt in der Thür sichtbar wurde, überraschte es mich gar nicht, daß sie mich plötzlich stehen ließ und zu ihm ging. Es war mir klarer denn je, daß etwas Seltsames im Werke war. Was es aber war, und ob es mit Herrn von Cochesoret zu thun hatte, konnte ich nicht sagen. Aber es war da, und ich wurde immer neugieriger, je länger ich allein blieb.

Nach einiger Zeit kam sie wieder zu mir zurück, nachdenklich und etwas niedergeschlagen.

„War das nicht Glon?“ sagte ich, ihr Gesicht beobachtend.

„Ja,“ antwortete sie geistesabwesend, ohne mich anzusehen.

„Wie macht er sich Ihnen eigentlich verständlich?“ fragte ich etwas kurz.

Der Ton meiner Ansprache rüttelte sie auf, wie ich beabsichtigt hatte.

„Durch Zeichen,“ sagte sie.

„Ist er nicht ein klein wenig...?“ wagte ich zu äußern, den Zeigefinger an die Stirn legend. Ich wollte sie dazu bringen, zu sprechen und sich etwas vergeffen.

Sie sah mich plötzlich scharf an, dann senkte sie ihre Augen.

„Sie mögen ihn nicht leiden?“ sagte sie mit einem etwas herausfordernden Klang in ihrer Stimme. „Ich habe es bemerkt, Monsieur.“

„Ich glaube, er mag mich nicht leiden,“ erwiderte ich.

„Er ist weniger vertrauensvoll als wir,“ antwortete sie naiv. „Es ist auch natürlich, daß es so ist. Er hat mehr von der Welt gesehen.“

Diese Bemerkung ließ mich einen Augenblick verstummen, aber sie schien es nicht zu bemerken.

„Ich suchte ihn vorhin und konnte ihn nicht finden,“ sagte ich nach einer Pause.

„Er ist im Dorf gewesen,“ erwiderte sie.

Ich hätte gern noch mehr über die Sache gefragt, aber ich wagte es nicht, obgleich sie keinen Verdacht gegen mich zu hegen schien. Ich versuchte daher ein andres Gebiet.

„Fräulein von Cochesoret scheint heute nicht ganz wohl zu sein?“ sagte ich.

„Nein!“ antwortete sie tonlos, wie in Gedanken.

„Sie haben übrigens recht; ich glaube auch, daß ihr nicht wohl ist. Sie sorgt sich oft um jemand, — den wir lieben.“

Die letzten Worte sprach sie etwas zögernd und warf mir dann einen schnellen Blick zu. Wir saßen zu der Zeit auf einer Steinbank, die an der Schlossmauer stand, und glücklicherweise spielte ich mit dem Zweig einer Schlingpflanze, die darüber hing, so daß sie mein Gesicht nur von der Seite sehen konnte. Denn ich wußte, daß es sich in diesem Augenblick veränderte. Ueber meine Stimme aber hatte ich mehr Gewalt und antwortete so harmlos wie nur möglich: „Ja, ich kann es mir vorstellen.“

„Er ist in Vojost, in Spanien. Das haben Sie wohl schon gewußt, nicht wahr?“ sagte sie, die letzten Worte scharf betonend. Und sie sah mir wieder ganz direkt ins Gesicht.

„Ja,“ antwortete ich und begann vor Aufregung zu zittern.

„Dann werden Sie wohl auch gehört haben, daß er — daß er manchmal über die Grenze kommt?“ fuhr sie leise, aber mit einer gewissen Hartnäckigkeit in ihrem Ton fort. „Oder wenn Sie es nicht gehört haben, so erraten Sie es wenigstens?“

Run war ich in der Klemme und es überließ mich im Moment ganz kalt. Da ich nicht ahnte, wie viel ich zugeben sollte, nahm ich meine Zuflucht zu einem Kompliment.

„Es wäre auch erstaunlich, wenn er das nicht thäte,“ antwortete ich mit einer Verbeugung. „da er so nah, und die Verlockung so groß ist, Madame.“

Sie senkte lang und schmerzlich auf, wohl bei dem Gedanken an die Gefahren, die ihn umgaben, und lehnte sich an die Wand zurück. Eine Antwort ward mir nicht, aber ich hörte sie noch mehrmals tief Atem schöpfen. Dann erhob sie sich plötzlich.

„Es wird jetzt nachmittags schon recht kühl,“ sagte sie; „ich will hineingehen und sehen, wie es Mademoiselle geht. Sie kommt dann und wann nicht zum Abendessen, und wenn sie heute abend auf ihrem Zimmer bleiben will, so fürchte ich, werden Sie mich auch entschuldigen müssen, Monsieur.“

Ich gab eine höfliche Antwort und blickte ihr nach, während sie ins Haus ging; und mehr als je widerte mich mein Auftrag an und die niedrige, verächtliche Neugier, die er in mir erweckt hatte. Diese Weiber — ich haßte sie beinahe wegen ihrer Offenheit, ihrer thörichten Zuversicht, ihrer kindischen Vertrauensseligkeit, die sie zu einer so leichten Beute machten!

Herr Gott im Himmel, wie konnte mir das Weib das alles sagen! Mir so entgegenzukommen, einen auf diese Weise zu entwaffnen, war ein unerlaubter Vortheil, den sie sich genommen. Nun erschien mir das Vorhaben, um dessentwillen ich gekommen war, geradezu gemein, ja, mehr als gemein. — Aber eigenthümlich war es, sehr eigenthümlich: Was konnte Herr von Cochesoret, wenn er hier war, so schnell zurückgebracht haben? Und andererseits, wenn es nicht sein unerwartetes Eintreffen war, was das ganze Haus in solche Aufregung versetzt hatte, — um was handelte es sich dann? Wem hatte Glon nachgespürt? Und warum war Madame so voll Sorge? Bald wurde ich wieder neugierig, und da die Damen nicht zum Abendessen erschienen, hatte ich vollkommene Muße, mein Gehirn in Thätigkeit zu setzen, und wohl hundertmal in einer Stunde glaubte ich den rechten Schlüssel zu dem Geheimnis gefunden zu haben. Aber keiner wollte so recht in das Schloß passen und die Thür öffnen.

Ein blinder Värm am Abend verwirrte meine Gedanken noch mehr. Ungefähr eine Stunde nach dem Abendessen saß ich im Garten auf derselben Bank in einen Mantel gehüllt und rauchte, als Madame wie

Der wißbegierige Jodel.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Vier Herren: ein Radfahrer, ein Amateurphotograph, ein Maler und ein Lehrer der Naturgeschichte, machen eine Fußpartie und haben den Jodel engagiert, das Gepäck zu tragen.



Der Herr Lehrer: „Sag mal, Jodel, wie heißt denn der Berg?“ — „Woch net!“ — „Und die Burg da oben?“ — „Woch net!“ — „Ja, Jodel, das müßtest du aber wissen, und was du nicht weißt, mußt du erfragen. Ein braver Bursch muß immer wißbegierig sein.“



Sold kommen sie on einen Seitenspad, der zu einem berühmten Aussichtspunkt führt, und befehlen, einen Abseher zu machen. Der Jodel bleibt bei den Sachen zurück.



Jodel: „Jesso, was doch die Stadtient' für schaurige Sachen mißschleppen. Was san denn das für weiße Glascheiben in dem Kästchen da?“ (Er öffnet die photographischen Kassetten.)



„Nijeh! Und die g'loßigen Blechflaschen von dem Herrn Maler!“ (Er drückt die Farbtuben aus.)



„Jetzt muß i doch mal schaun, was in der grünen Dose da is. Satra, jetzt san mir die Dichter alle austommen!“



„S'wegen was mag denn die Schrauben da an dem Fahrrad sein?“ (Die Luft entweicht aus dem Pneumatik.) „Jesso, da kommen die Herr'n schon wieder!“



„Himmel, meine Farben!“ — „O, o, meine Trockenplatten!“ — „Meine Schmetterlinge! Na, wasie!“ — „Mein Pneumatik! So ein Säckel!“



Jodel: „Nijeh, nijeh! Statt dem Feinsgeld nur Schläg! Und ich hab' doch bloß gethan, was mir der Herr Lehrer g'sagt hat!“



Der Schutzengel. Nach dem Gemälde von Otto Dannenberg.

Photographie-Enlage der Photographischen Anstalt in München.

ein Geist herauskam und, ohne mich zu sehen, durch die Dunkelheit nach den Ställen eilte. Einen Augenblick zögerte ich, und dann folgte ich ihr. Sie ging den Pfad hinunter und um die Ställe herum, und so weit konnte ich nichts Sonderbares in ihrem Gebaren bemerken; aber als sie weiter gehend hinter den westlichen Flügel gelangt war, schlug sie plötzlich einen Fußweg ein, der durch das Dickicht wieder nach der Ostseite des Hauses führte, und kam so zurück an den Garten. Hier angelangt ging sie den Weg hinauf und verschwand durch die Thür des Wohnzimmers im Hause — nachdem sie um das ganze Schloß herumgegangen war, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben oder nach links oder rechts zu sehen! Ich gebe zu, daß ich mit meinem Vatein zu Ende war. Ich ließ mich wieder auf die Bank nieder und kam zu dem Resultat, daß dieser Schluß so unbefriedigend wie nur möglich sei. Ich war sicher, daß sie mit niemand ein Wort gewechselt hatte, und ebenso sicher, daß sie nicht bemerkt hatte, daß ich ihr gefolgt war. Warum also hatte sie diesen Spaziergang gemacht, allein, ohne Schutz, eine Stunde nach Anbruch der Dunkelheit? Kein Hund hatte gebellt, kein Mensch sich gezeigt; sie war nicht einmal stehen geblieben oder hatte gelauscht, als ob sie jemand zu treffen erwartete. Es war mir ganz unverständlich. Und ich fand auch keine Lösung des Rätsels, obgleich ich stundenlang nicht einschlafen konnte.

Am nächsten Tage erschien keine der Damen zum Mittagessen, und mir wurde gesagt, Mademoiselle wäre unwohl. Nach einem einsamen Mahl, wobei ich sie mehr entbehrte, als ich für möglich gehalten hätte, zog ich mich zu meinem Lieblingsitz zurück und begann zu grübeln.

Es war ein schöner Tag und angenehm, da im Garten zu sitzen, mit dem Blick auf die altmodischen Krautbeete, mit den altmodischen Düften in der Luft und dem Gicht der dunkeln Bäume, der ringsum die Aussicht abschloß. In dieser Umgebung schien es mir, als ob ich nicht drei Wochen, sondern drei Monate von Paris fort sei. Die Stille lullte mich ein. Es kam mir vor, als ob ich nie ein andres Dasein geliebt hätte. Die Waldtauben gurrten in der Ferne; die und da störte das rauhe Krächzen eines Hähners die friedliche Ruhe. Es war eine Stunde nach Mittag und sehr heiß. Ich glaube, ich nidte ein.

Plötzlich, wie im Traum, sah ich Clons Gesicht, das scharf nach mir hin spähte, um die Ecke der Wohnzimmerthür. Ebenso schnell, wie es aufgetaucht, verschwand es wieder, und ich hörte Flüstern. Die Thür wurde leise geschlossen. Dann war wieder alles still.

Ich war aber jetzt vollständig munter und auf dem Posten. Augencheinlich hatten sich die Bewohner des Hauses überzeugen wollen, daß ich schlief und sie nicht belästigen würde. Ebenso augenscheinlich lag es in meinem Interesse, den Grund dafür herauszufinden. Ich gab der Verhinderung nach, stand leise auf und schlüpfte, mich unter den Fenstern duckend, an der Ostseite des Hauses herum, der großen Eichenhecke entlang. Hier war alles ruhig, kein Mensch zu sehen; also ging ich, immer scharf aufpassend, weiter um das Haus — den Weg umgekehrt zurücklegend, den Madame am vergangenen Abend eingeschlagen hatte — bis ich hinter den Ställen anlangte. Hier hatte ich kaum eine Sekunde angehalten, um das Terrain zu recognoscieren, als zwei Gestalten aus dem Stallhof traten. Es waren Madame und der Thürhüter.

Sie blieben eine kurze Zeit stehen und sahen sich nach allen Seiten um. Dann sagte Madame etwas zu Clon, worauf er nickte. Darauf ließ sie ihn stehen, ging schnellen und leichten Schrittes über den Rasen und verschwand zwischen den Bäumen.

Ich war sofort entschlossen, ihr zu folgen; und da Clon gleich darauf wieder zurücktrat, konnte ich es thun, ehe es zu spät war. Mich zwischen den Sträuchern niederduckend, lief ich so schnell ich konnte zu der Stelle, wo Madame den Wald betreten hatte. Hier stieß ich auf einen schmalen Pfad, schlug ihn eiligst ein und sah bald ihr graues Kleid zwischen den Bäumen vor mir flattern. Es kam also darauf an, außer Sicht zu bleiben und sie nicht merken zu lassen, daß sie verfolgt wurde — das war zunächst meine Aufgabe. — Sie sah sich mehrmals um, aber wir waren in einem Buchenwald, wo das Licht nur dämmernd durch die Blätter drang, und außerdem war meine Kleidung von dunkler Farbe. Die Aufgabe war also nicht zu schwierig; ich durfte Madame nur nicht aus dem Gesicht verlieren und mußte mich dabei stets so weit entfernt halten, daß sie das Geräusch meiner Tritte nicht hören konnte.

Ich war überzeugt, daß sie im Begriff war, mit ihrem Mann, den meine Gegenwart vom Hause fern hielt, zusammenzutreffen, und fühlte, daß endlich die Kräfte gekommen war. Meine Aufregung wuchs mit jedem Schritt. Ich hatte meinen Auftrag, der mich zwang, ihr nachzuspüren, er erfüllte mich mit Widerwillen und Ekel; aber ebenso sehr wie ich ihn hatte, wünschte ich auch ihn zu Ende zu führen und los zu

sein. Er sollte mir gelingen, und dann wollte ich mir die Ohren zuhalten und machen, daß ich auf und davon kam. Als die Schloßfrau das Ende des Buchenwaldes erreichte und eine kleine Dichtung betrat, schenkte sie zu zögern, und ich mußte sehr behutsam folgen. Dies, dachte ich, ist der Ort, wo sie sich treffen wollen. Ich blieb daher vorsichtig zurück und erwartete, ihn aus dem Dickicht treten zu sehen.

Aber er kam nicht, und nach einiger Zeit beschleunigte sie wieder ihre Schritte. Sie kreuzte die Dichtung und betrat einen langen Reitweg, der einen niedrigen, dichten Wald von Erlen und Zwergeichen durchschnitt, einen Wald, der so dicht gepflanzt und so von Haselstauden und Buschwerk durchwachsen war, daß die Zweige sich wie eine feste Mauer fußhoch auf beiden Seiten des Weges erhoben.

Diesen Pfad ging sie hinunter und ich blieb stehen und sah ihr nach, denn ich wagte nicht, ihr zu folgen. Der Reitweg lief in schnurgerader Linie etwa vier- oder fünfhundert Schritt fort, ein grüner Pfad zwischen grünen Wänden. Wenn ich ihn betrat, mußte ich sofort entdeckt werden, wenn sie sich umsah, und durch das Dickicht zu kommen, war unmöglich. Da stand ich also enttäuscht und wütend und sah sie weitergehen. Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis sie schließlich das Ende erreichte und, sich plötzlich rechts wendend, sofort meinen Augen entwand.

Da wartete ich nicht länger. Ich lief so leicht und leise wie ich konnte durch die grüne Allee. Die Sonne schien hinein, die Bäume hielten den Wind ab, und vor Hitze und Aufregung geriet ich in nicht gelinden Schweiß. Aber der Rasen war weich und es ging etwas bergab, so daß ich nur wenig über eine Minute brauchte, um das Ende zu erreichen. Etwa fünfzig Schritt vor der Biegung hielt ich an, und vorsichtig vorwärts schleichend, sah ich den Weg, den sie eingeschlagen hatte.

Ich sah einen zweiten Reitweg, genau wie der erste, und ungefähr hundertundfünfzig Schritt vor mir ihre graue Gestalt zwischen den grünen Hecken. Ich wartete, um wieder zu Atem zu kommen, und suchte über den Wald und die Hitze und Madames Vorfecht. Wir mußten schon sehr entfernt von dem Schloss sein. Wie weit erwartete der Mensch, daß sie laufen sollte, um ihn zu treffen. Ich begann ärgerlich zu werden. Man muß alles mit Maß betreiben, und dieser Wald konnte sich ja bis über die Grenze erstrecken!

Jetzt bog sie wieder um eine Ecke und verschwand von neuem, und von neuem mußte ich mein Manöver wiederholen. Diesmal mußte es doch anders kommen. Aber nein! Ein dritter grüner Weg erstreckte sich in die Tiefen des Waldes, mit verschiedenfarbigen Hecken — bald hell, bald dunkel, je nachdem Haselstauden oder andres Gebüsch vorherrschend war — aber immer hoch, fest und undurchdringlich. In der Mitte des Weges schritt Madame gleichmäßig dahin, das einzige, was sich bewegte, so weit man sehen konnte. Ich hielt erstaunt stehen, und als sie wieder verschwand, folgte ich ihr wieder — und fand, daß sie einen vierten Pfad entlang ging, der, abgesehen davon, daß er etwas schmaler war, der Zwillingbruder des vorigen sein konnte.

Und so ging es mindestens eine halbe Stunde weiter. Manchmal bog Madame nach rechts, manchmal nach links ein. Der Irrgarten schien endlos zu sein. Ein paarmal kam mir der Gedanke, daß sie sich verlaufen habe und nur den Rückweg suche, aber ihr gleichmäßiger, fester Gang, ihre abgemessenen Schritte, widerlegten das. Ich bemerkte auch, daß sie sich selten umsah — kaum je nach rechts oder links. Einer der Wege, den sie einschlug, war nicht mit grünem Rasen, sondern mit den silbernschimmernden Blättern irgend einer Schlingpflanze bedeckt, die in der Entfernung glänzten wie Wasser im Abendlicht. Als sie darüber hinschritt, ihr Gesicht von der sinkenden Sonne beleuchtet, sah ihre hohe graue Gestalt so schemenhaft aus, daß ich erschauerte — in dem Augenblick kam sie mir vor wie ein überirdisches Wesen. Dann suchte und spottete ich über mich selbst, aber an der nächsten Ecke harrete mein der Erfolg. — Sie ging nicht mehr. Sie war stehen geblieben und ließ sich jetzt auf einem umgefallenen Baumstamm, der auf dem Wege lag, nieder.

Eine Weile blieb ich im Hinterhalt, obwohl meine Ungebuld mit jeder Minute sich mehrte. Allerlei Zweifel regten sich in mir — seltsame Gedanken flogen in mir auf. Die grünen Wände wurden dunkler. Die Sonne war im Untergehen; ein spitzer, weißer Berg, viele, viele Meilen entfernt, der die Aussicht des Reitweges abschloß, begann zu glühen und sich rosig zu färben. Aber bald, noch ehe ich recht Zeit gehabt hatte, ungeduldig zu werden, stand sie auf und ging langsam weiter. Ich wartete wie immer, bis die nächste Biegung sie meinen Blicken entzog. Dann eilte ich hinter ihr drein, trat vorsichtig um die Ecke — und stand ihr plötzlich gegenüber.

Mir war sofort alles klar — ich sah alles wie mit Blickescharfe: daß sie mich genarrt, getäuscht, weggelockt

hatte. Ihr Gesicht war marmorblass und voller Hohn, ihre Augen blühten; ihre Gestalt, wie sie mir entgegentrat, zitterte vor Zorn und unsäglichlicher Verachtung.

„Spion!“ rief sie. „Hund! Sie wollen ein Edelmann sein? O mein Gott! Wenn Sie wirklich einer von uns sind — wenn Sie wirklich nicht zum Pöbel gehören — so werden wir es eines Tages bitter büßen müssen; wir werden in der Zukunft schwer dafür gestraft werden, daß so ein Glender zu uns gehört hat. Ich habe bisher nicht gewußt.“ fuhr sie fort, und jede Silbe, die von ihren Lippen kam, traf mich wie ein Peitschenschlag, „daß es etwas so Gemeines in der Welt geben könnte wie Sie!“

Ich stieß einige sinnlose Laute aus — ich weiß nicht, was. Ihre Worte brannten sich in mein Innerstes — in mein Herz hinein! Wäre sie ein Mann gewesen, ich hätte sie auf der Stelle totgeschlagen!

„Sie dachten wohl, Sie mich gestern getäuscht haben.“ fuhr sie fort, in etwas leiserem Tone, aber mit derselben Leidenschaft, derselben Verachtung, derselben Entrüstung, die ihren Lippen den höhnischen Ausdruck und ihrer Stimme den vollen Klang verlieh. „Glender Verschwörer! Blinder Narr! Sie dachten, es wäre so leicht, ein Weib zu täuschen — und Sie sind nun selbst der Getäuschte. Gott gebe, daß Sie sich noch schämen können, damit Sie die unauslöschliche Schmach empfinden!“ setzte sie unbarmherzig hinzu. — „Sie haben über Clon gespöttelt; aber gegen Sie ist Clon der makelloste, der ehrenwerteste Mensch auf der Welt.“

„Madame,“ sagte ich heiser — und ich fühlte, daß mein Gesicht aschgrau wurde — „gestatten Sie, daß wir uns verständigen.“

„Da sei Gott vor!“ rief sie sofort. „Ich möchte mich nicht beschmutzen.“

„Pui, Madame!“ schrie ich wutschäumend. „Aber, Sie sind ein Weib. Ein solches Wort würde einem Manne das Leben kosten!“

Sie lachte bitter auf.

„Sie haben recht,“ versetzte sie. — „ich bin kein Mann — und wenn Sie einer sind, so danken Sie Gott dafür. Und ebenso bin ich nicht Madame. Frau von Cocheforêt hat diesen Nachmittag — dank Ihrer Abwesenheit und Ihrer Kurzichtigkeit — mit ihrem Gemahl verbracht. Ja, ich hoffe, das thut Ihnen weh!“ fügte sie hinzu, während ihre kleinen weißen Zähne zusammenbeißend. „Ich hoffe, das verletzt Sie; zu spionieren und gemeine Aufträge zu übernehmen und sie schlecht auszuführen, Herr Spion — Herr von Spion, muß ich wohl sagen — ich gratuliere Ihnen!“

„Sie sind nicht Frau von Cocheforêt?“ rief ich aus, durch diese Mitteilung trotz meiner Scham und meiner Wut vollkommen verblüfft und wie vor den Kopf geschlagen.

„Nein, Monsieur!“ antwortete sie bissig. „Ich bin es nicht! Ich bin es nicht! Und gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen — allen Menschen wird ja das Lügen nicht so leicht wie Ihnen — daß ich auch nie gesagt habe, daß ich es sei. Sie haben sich selbst so geschickt zu irren gewußt, daß wir Sie gar nicht zu täuschen brauchen!“

„Mademoiselle, also...?“ murmelte ich.

„Ist Madame!“ rief sie. „Ja, ich bin Fräulein von Cocheforêt. Und als diese, und keine andre, wünsche ich von jetzt ab unserer Bekanntschaft ein Ende zu machen, mein Herr. Sollten wir uns je wieder treffen — wenn wir je wieder zusammentreffen sollten, was Gott verhüten möge,“ fuhr sie mit blühenden Augen fort, „so wagen Sie es nicht, mich anzureden, sonst werde ich Sie von unsern Dienern auspeitschen lassen! Auch sollen Sie unserm Dach nicht die Schmach anthun, länger darunter zu verweilen. Gehen Sie ins Gasthaus schlafen heute nacht. Es soll nicht gesagt werden,“ setzte sie stolz hinzu, „daß Schloß Cocheforêt selbst Verat mit Mangel an Gastfreundschaft vergolten hätte; ich werde die nötigen Befehle dazu geben, aber morgen — zurück zu Ihrem Herrn! wie der geschlagene Hund — der Sie sind! Sie Spion! Sie Feigling!“

Nach diesen Worten verließ sie mich. Ich wollte etwas sagen, ich hätte sie beinahe festgehalten und gezwungen, mich anzuhören. Unheimliche Gedanken durchkreuzten mein Gehirn; denn ich war der Stärkere, und ich hätte mit ihr thun können, was ich wollte. Aber sie schritt so furchtlos an mir vorüber, wie ich an einem hilflosen Krüppel auf der Straße, daß ich wie versteinert dastand. Ohne mich anzublicken, ohne auch nur den Kopf zu wenden, um zu sehen, ob ich ihr folgte oder stehen blieb, oder was ich sonst that, ging sie langsam den Weg hinunter, bis die Bäume und die Schatten und die wachsende Dunkelheit ihre Figur meinen Augen entrückten — und ich war allein!

Nach.

O der bitteren Wut! Hätte sie mir alle die Vorwürfe und Schmähungen, die sie mir in der Stunde ihres Triumphes zurief, ins Gesicht geschleudert, nachdem ich den Sieg errungen hatte — ich hätte es ertragen können. Sie hätte mich dann beschämt, und

ich hätte mir die Schmach zu Herzen nehmen und ihr verzeihen können. Aber, wie die Dinge lagen, stand ich da, in hereinbrechender Dunkelheit, zwischen den starrenden Heden, genarrt, getäuscht, besiegt! Und von einem Weibe! Sie hatte ihre Schlaueit gegen meine eingefetzt, ihren Weiberwitz gegen meine Erfahrung; und sie war Sieger geblieben. Und nachher hatte sie mich mit Hohn und Verachtung überschüttet! Als mir das allmählich alles zum Bewußtsein kam, und ich zu verstehen begann, was auch die weiteren Folgen sein würden, und wie vollständig ihre Taktik jeden Erfolg meinerseits unmöglich gemacht hatte, da haßte ich sie. Sie hatte mich getäuscht mit ihrem bezaubernden Wesen, mit ihrem Lächeln, das mich so umgarnte. Und, schließlich, was sie auch gesagt haben mochte — es galt doch dieses Mannes Leben oder mein eignes. Was hatte ich gethan, das ein andrer nicht auch thun würde? Bei Gott! Künftig sollte es nichts geben, was ich nicht that. Sie sollte ihre Worte noch bitter bereuen! Auf den Knien bereuen!

Dennoch, so heiß mein Blut wallte, hätte eine Stunde ruhigen Nachdenkens mir meine Kaltblütigkeit wiedergeben können. Aber als ich jetzt den Rückweg antreten wollte, brach meine Wut von neuem los; denn es fiel mir ein, daß ich ja den Weg aus diesem Irrgarten von Reittwegen und Pfaden, in die sie mich gelockt hatte, gar nicht kannte; und dieser Umstand und die nachfolgenden Unannehmlichkeiten erhielten die innere Gärung auf dem Siedepunkt. Eine volle Stunde wanderte ich im Walde umher, nicht im Stande, obwohl ich die Richtung wußte, in der das Dorf lag, einen Weg zu finden, der dahin führte. Bei jedem Versuche, der mich wieder vor eine neue undurchdringliche Hecke brachte, bildete ich mir ein, ihr Lachen auf der andern Seite zu hören; und dies und die Schmach dieser Stunde, und der Jügel, den ich in dieser Waldeshäuf meiner Wut anlegen mußte, brachten mich beinahe um den Verstand. Ich stürzte oft in der Dunkelheit, stand stuchend wieder auf; die Dornen zerrissen meine Hände; meine Kleidung, die bereits einmal so arg gelitten hatte, war von Schmutz bedeckt. Endlich, als ich mich schon beinahe in das Schicksal ergeben hatte, im Walde zu schlafen, erblickte ich die Lichter des Dorfes, und zitternd vor Wut und Zorn eilte ich auf sie los. Nach wenigen Minuten stand ich auf der kleinen Straße.

Die Lichter des Gasthauses leuchteten etwa fünfzig Schritt vor mir; aber mein Stolz verbot es mir, mich selbst dort sehen zu lassen, bevor ich nicht meine Kleidung etwas in Ordnung gebracht hatte. Ich blieb also stehen und trakte und wuschte daran herum und versuchte auch zur selben Zeit, nach Möglichkeit meinen Gesichtszügen ihren gewohnten Ausdruck wiederzugeben. Dann schritt ich auf die Thür zu und klopfte an. Beinahe im selben Moment ertönte die Stimme des Wirts drinnen: „Herein, Monsieur!“

Ich stieß die Thür auf und trat ein. Der Mann war allein und kauerte neben dem Feuer, an dem er sich die Hände wärmte. Ein schwarzer Topf brodelte auf der Asche. Als ich hereinkam, hob er den Deckel auf und guckte hinein. Dann sah er über seine Schulter.

„Ihr habt mich erwartet?“ sagte ich trozig, ging zu dem Herde und setzte einen Fuß auf die Holzlöße, um den feuchten Stiefel zu trocknen.

„Ja,“ erwiderte er mit einem kurzen Kopfnicken. „Ihr Abendbrot ist eben fertig. Ich habe mir gedacht, daß Sie um diese Zeit anlangen würden.“

Er grinste bei diesen Worten, und ich unterdrückte mit Mühe einen Wutausbruch.

„Fräulein von Cochesorët hat Euch mitgeteilt,“ sagte ich anscheinend gleichgültig, „wo ich war?“

„Jawohl, das gnädige Fräulein — oder die gnädige Frau,“ versetzte er mit neuem Grinsen.

Also hatte sie es ihm gesagt, wo sie mich gelassen und wie sie mich genarrt hatte! Sie hatte mich zur Zielscheibe des Spottes der Dorfbewohner gemacht! Meine Wut brach los bei diesem Gedanken und beim Anblick seines höhnischen Gesichtes, und meine Hand ballte sich zur Faust.

Er aber las die Drohung in meinen Augen und fuhr sofort, knurrend wie ein Hund, mit der Hand an sein Messer.

„Nicht noch einmal, Herr!“ rief er in seinem scheußlichen Dialekt. „Mein Schädel brummt mir noch. Wenn Sie mich schlagen, schlage ich Sie auf wie ein Schwein!“

„Seht Euch, Narr!“ sagte ich. „Ich thue Euch nichts. Wo ist Eure Frau?“

„Bei ihrer Arbeit.“

„Sie sollte über meinem Abendessen sein,“ versetzte ich.

Er stand mürrisch auf, holte eine Schüssel und schüttete das Gemisch von Fleisch und Gemüse hinein. Dann nahm er aus einem Wandschrank einen Laib schwarzes Brot und einen Krug Wein und that beides auf den Tisch.

„Da haben Sie es,“ sagte er lakonisch.

„Eine armselige Bewirtung!“ erwiderte ich.

Bei diesen Worten flammte er leidenschaftlich auf. Beide Hände auf den Tisch stützend, streckte er sein rauhes Gesicht und seine blutunterlaufenen Augen bis dicht zu mir hin. Sein Schnurrbart sträubte sich; sein Bart zitterte.

„Hören Sie, Herr!“ murmelte er mit finsternem Nachdruck, „seien Sie zufrieden damit. Ich denke, was ich denke! Und wenn das gnädige Fräulein mir nicht gewisse Befehle gegeben hätte, so würde ich Ihnen noch heute abend mein Messer in die Brust stoßen, recht oder unrecht. Sie würden besser draußen liegen, statt drinnen, und ich glaube nicht, daß irgend jemand um Sie trauern würde. Also seien Sie zufrieden, wie es ist. Halten Sie Ihre Zunge im Zaume; und wenn Sie morgen Cochesorët den Rücken wenden, dann drehen Sie sich nicht wieder um.“

„Ruhig!“ sagte ich — aber ich gestehe, daß ich mich etwas unbehaglich fühlte. „Menschen, denen man droht, leben lange, Schurke!“

„In Paris!“ antwortete er bedeutungsvoll. „Hier nicht, Herr.“

Er richtete sich bei diesen Worten auf, nickte vor sich hin und ging wieder ans Feuer. Ich zuckte die Achseln und fing an zu essen, indem ich that, als ob ich seine Gegenwart vergessen hätte. Die Klöße auf dem Herde brannten herunter und gaben kein Licht. Die elende Öllampe war gespenstische Schatten auf die Wände und diente nur dazu, die Dunkelheit deutlicher zu machen. Das Zimmer, mit seiner niedrigen Decke und dem Lehmbofen und den schmutzigen Kleidungsstücken, die hie und da herumlagen, roch nach abgestandenem Essen, Knoblauch und Bauern. Ich dachte an das freundliche Zimmer in Cochesorët, den zierlich gedeckten Tisch, die Ruhe und die duftenden Kräuter; und obwohl ich ein zu alter Soldat war, um nicht auch tüchtig von der rohen Kost zu essen, fühlte ich doch den Unterschied und sagte mir zornig, daß ich ihn Mademoiselle zu verdanken hatte.

Der Wirt, der mich heimlich von seinem Sitz am Herde aus beobachtete, erriet meine Gedanken und lachte laut auf.

„Schmeckt scheint's nicht so recht? — im Schlosse gab's wohl feineres Essen und feine Manieren!“ bemerkte er höhnisch.

„Rehmt Euch in acht, hört Ihr!“ antwortete ich und warf ihm einen finstern Blick zu.

„Sind Sie fertig?“ versetzte er.

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stand ich auf, ging ans Feuer und zog meine Stiefel aus, die durch und durch naß waren. Er nahm sofort den Wein und das Brot fort und verschloß sie im Wandschrank, und dann holte er die Schüssel, aus der ich gegessen, öffnete die Thür und ging hinaus, ohne sie wieder zuzumachen.

Der Wind blies herein, und die Lampe flackerte hin und her und ließ den schmutzigen, düstern Raum noch elender erscheinen. Ich stand ägerlich auf und ging an die Thür, um sie mit einem Krach zuzuworfen.

Aber als ich dahin kam, sah ich etwas, das meine Hand zurückhielt. Die Thür führte nach einem Schuppen, wo die Wirtin sonst ihre Töpfe und andre Geräte wusch. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich dort zu so später Stunde Licht sah, und noch mehr erstaunt, als ich sah, was sie dort trieb.

Sie sah auf dem Lehmbofen neben einem Richt zwischen zwei großen Haufen Schmutz und Kehricht. Als ich sie erblickte, war sie gerade dabei, die scheußlichen Abfälle, die von der Straße oder vom Fußboden herrühren mochten, einzeln, Stück für Stück, von einem Haufen auf den andern zu werfen, wobei sie jeden Gegenstand ohne Ausnahme untersuchte, ehe sie ihn hinlegte, und zwar mit so viel Geduld und Eifer, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Einzelne Lumpen hielt sie vor das Licht, andre zog sie durch die Finger, wieder andre zerriß sie in Stücke. Und die ganze Zeit sah ihr Mann ihr mit gierigen Augen zu, meine Schüssel noch in der Hand, als ob die sonderbare Beschäftigung ihn bannete.

Ich beobachtete sie vielleicht eine halbe Minute, da blickte der Mann einen Moment auf und sah mich in der Thür. Er fuhr zusammen, raunte seiner Frau etwas zu und stieß schnell wie der Blitz das Licht mit dem Fuße um, so daß es erlosch. Ihn innerlich einen groben Kerl schimpfend, ging ich lachend ans Feuer zurück.

Er folgte mir im Umsehen mit wütendem Gesicht. „Himmel Donnerwetter!“ rief er, dicht vor mich hintretend. „Gehört einem nicht mehr sein eignes Haus?“

„O ja, meinetwegen,“ antwortete ich kaltblütig und zuckte die Achseln. „Auch die Frau; und wenn sie Lust hat, ihre schmutzigen Lumpen noch so spät zu sortieren, so ist das ihre Sache.“

„Hund von einem Spion!“ schrie er schäumend vor Wut.

Innerlich war ich zornig genug, aber ein Streit mit dem Kerl konnte mir nichts nützen, und ich herrschte ihm daher nur kurz zu, er sollte sich nicht vergessen.

„Eure Herrin hat Euch Befehle gegeben,“ sagte ich verächtlich. „Befolgt sie!“

Er spuckte auf den Boden, wurde aber auch gleichzeitig ruhiger.

„Da haben Sie recht,“ antwortete er höhnisch. „Es ist ja schließlich auch ganz gleichgültig, da Sie ja doch morgen früh um sechs von hier fortgehen. Ihr Pferd wird bereit sein, und das Gepäck ist oben.“

„Dann will ich hinausgehen,“ versetzte ich. „Eure Gesellschaft brauche ich nicht. Gebt mir ein Licht, Mann.“

Er gehorchte widerwillig, und ich stieg, froh, ihn los zu sein, die Leiter hinauf. Bei all meinem Aerger wunderte ich mich immer noch darüber, was seine Frau wohl thun mochte, daß meine zufällige Entdeckung ihn so erboht hatte. Selbst jetzt hatte sich der Wirt noch nicht ganz beruhigt. Er folgte mir schimpfend, und da er seinem Grimm, nun ich fort war, nicht anders Luft machen konnte, so rief er mir von unten wiederholt zu, daß ich um sechs Uhr fort müsse und bei Zeiten aufstehen solle, und höhnte und spottete so lange, bis er es endlich selbst satt bekam.

Der Anblick meiner Sachen, die noch vor wenigen Stunden auf dem Schlosse waren, und die nun auf dem Boden der Dachkammer zerstreut umherlagen, hatte beinahe von neuem meinen Zorn erregt, aber ich war todmüde. Die Schmach und Schande, die ich den Abend erduldet, hatte doch endlich meinen Stolz und meinen Mut gebeugt, und nach ein par kräftigen Klößen begann ich meine Mantelfade zu packen. Nächste würde ich mich; aber wann und wie, wollte ich mir bei Tage überlegen. Vorläufig dachte ich nicht über den nächsten Morgen hinaus, und wenn ich mich nach etwas sehnte, so war es nach einem tüchtigen Schluck von dem guten Cognac, den ich unten in der Küche an die groben Kämmer, die Kausleute, verschwendet hatte. Er hatte mir jetzt gut gethan.

Ich hatte eben müde den einen Mantelsack zugeknallt, und der andre war beinahe voll, als ich auf etwas stieß, das für den Augenblick alles Böse in mir entfachte. Es war das winzige orangefarbene Riechkissen, das Mademoiselle in der Nacht, wo ich sie zum ersten Male sah, verloren hatte, und das ich, wie der Leser sich erinnern wird, gefunden hatte. Seitdem hatte ich es nicht mehr gesehen und es so gut wie vergessen. Aber als ich jetzt mein andres Wams, das ich damals getragen hatte, zusammenfaltete, fiel es aus der Tasche.

Der Anblick des Dinges erinnerte mich an alles — jene Nacht, und Mademoiselles Gesicht, wie das Licht der Laterne darauf fiel, und meine feinen Pläne, und was daraus geworden war; und auf einmal überkam mich eine kindische Wut, das Resultat meiner lang unterdrückten Leidenschaft, und ich packte das Riechkissen, rief es zweimal quer durch und warf die Stücke auf den Boden. Als sie niederfielen, stieg eine Wolke von feinem, scharfduftendem Puder empor, und gleichzeitig hörte ich etwas Festeres hellklingend den Boden berühren. Ich bückte mich, um zu sehen was es war — vielleicht bereute ich schon meine That — aber konnte zuerst nichts erkennen. Der schmutzige Fußboden war wenig einladend, das Licht schlecht.

In gewissen Stimmungen jedoch bleibt man oft hartnäckig bei einer Kleinigkeit, und ich rückte den Leuchter näher. In dem Augenblick schoß ein Lichtpunkt, ein blickendes Funkeln, eine Sekunde aus dem Schmutz und Kehricht der Diele hervor, das mir auffiel. Es war sofort wieder verschwunden, aber ich hatte es gesehen. Ich war nicht wenig erstaunt und bewegte das Licht noch einmal, und wieder funkelte es, diesmal an einer andern Stelle. Ganz verdukt kniete ich nieder und fand sofort einen winzigen Krystall. Dicht daneben lag noch einer — und noch einer; jeder von dem Umfange einer mittelgroßen Erbse. Ich nahm die drei auf und erhob mich, das Licht in der einen, die Krystalle in der andern Hand.

Es waren Diamanten! Diamanten von hohem Wert! Ich erkannte es sofort. Als ich das Licht über ihnen hin und her bewegte und zusah, wie das Feuer darin bligte und zitterte, wußte ich, daß das, was ich in der Hand hielt, genug war, um das wadelige Gasthaus und alles, was drum und dran war, zwölfmal zu kaufen! Es waren Diamanten! So fein geschliffen und von so reinem Wasser — ich hätte nicht Edelsteine kennen müssen! — daß mir die Hand, in der sie lagen, zitterte, der Kopf glühte, das Herz stürmisch pochte. Zuerst glaubte ich zu träumen, glaubte, daß meine Phantasie mir einen Streich spielte; und ich schloß die Augen eine volle Minute lang. Aber als ich sie wieder öffnete, waren sie noch da, hart, funkelnd, edig. Endlich überzeugt, schloß ich sie, ganz verwirrt von Freude und Angst, fest in meine Hand, stahl mich auf den Fußspitzen zu der Fallthür und legte ganz atemlos erst meinen Sattel und dann meine Mantelfade darauf und über das alles meinen Mantel.

Dann kroch ich zurück, ergriff das Licht wieder und suchte die Diele ab, geduldig, Zoll für Zoll, mit bloßen Füßen. Jeder Laut machte mich zittern, als

ich hierhin und dorthin über die knarrenden Bretter schlich. Und nie hat ein Suchen größeren Erfolg gehabt und höheren Lohn erhalten. In den Fugen des Riechliffens fand ich sechs kleine Diamanten und ein Paar Rubine. Acht große Diamanten fand ich auf dem Boden. Der größte, den ich zuletzt fand, war bis in die äußerste Ecke gerollt. Ich hatte wohl schon eine Stunde gesucht, als ich ihn entdeckte, und nachher suchte ich noch eine weitere Stunde, auf allen vieren kriechend, umher, bis ich mich endlich überzeugte, daß ich sie alle gesammelt hatte. Dann setzte ich mich auf meinen Sattel über der Fallthür und weidete mich beim letzten flackernden Schein eines Lichts, das ich

aus meinem Mantelsack genommen hatte, am Anblick meines Schatzes — ein Schatz, der an das sagenhafte Golkonda erinnerte.

Ich konnte selbst jetzt noch kaum glauben, daß alles wahr sei. Ich erinnerte mich der Juwelen, die der englische Herzog von Buckingham bei seinem Besuch in Paris im Jahre 1625 getragen hatte, und die so großes Aufsehen erregt hatten, aber diese schienen mir mindestens ebenso schön, wenn auch an Zahl geringer zu sein. Sie mußten, rund gesagt fünfzehntausend Kronen wert sein. Fünfzehntausend Kronen! Und ich hielt sie in meiner Hand — ich, der ich kaum zehntausend Pfennige besaß.

Das erlöschende Licht machte meiner Bewunderung ein Ende. In der Dunkelheit war nun mein erster Gedanke, wie ich die kostbaren Steine am sichersten unterbringen konnte. Vorläufig versteckte ich sie in meinem Stiefelfutter. Dann dachte ich darüber nach, wie sie dahin gekommen waren, wo ich sie gefunden hatte, zwischen den parfümierten Puder in Fräulein von Cochesoréts Riechliffen.

Eine kurze Ueberlegung genügte, um das Geheimnis zu erklären und zur selben Zeit verschiedene andre dunkle Punkte grell zu beleuchten. Ich wußte nun, was Elon auf dem Pfade zwischen dem Schloß und dem Dorfe gesucht hatte, was die Frau des Wirts in



„Schwarz auf Weiß.“ Nach dem Gemälde von H. Nitsch.

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.

dem Rehricht des Hofes und Hauses suchte — das Riechliffen. Ich wußte nun, was die auffallende und plötzliche Besorgnis, die ich im Schloß bemerkt, verursacht hatte — der Verlust dieses Riechliffens.

Hier erlitt die Folge meiner Gedanken eine kurze Unterbrechung, aber nach einiger Ueberzeugung wurde mir auch das weitere klar. Wie der Blick kam mir der Gedanke, warum die Juwelen in dem Riechliffen waren, und daß nicht Fräulein, sondern Herr von Cochesoré sie verloren hatte. Diese letzte Entdeckung schien mir so wichtig, daß ich leise im Zimmer auf und ab zu gehen begann, weil ich vor Aufregung nicht mehr im Stande war, still zu sitzen.

Ohne Zweifel hatte er die Steine bei seiner eiligen Abreise von dem Gasthaus in jener Nacht fallen lassen.

Ohne Zweifel hatte er sie der Sicherheit wegen in dieses sonderbare Versteck gethan, in der Voraussetzung, daß Räuber, wenn er welchen in die Hände geriet, ihm das Riechliffen nicht nehmen würden, da sie nicht ahnen konnten, welche Schätze dasselbe barg. Jeder würde es für ein Liebesgeschenk, eine Arbeit seiner Gattin oder Geliebten halten.

Mein Scharfzinn ging noch weiter. Ich erriet, daß die Edelsteine Familienstücke waren, der letzte Schatz des Hauses, und daß Herr von Cochesoré, als ich ihn im Gasthaus sah, im Begriff war, sie außer Landes zu schaffen, entweder um sie vor einer Beschlagnahme durch die Regierung zu sichern, oder um Geld durch ihren Verkauf zu erlangen — Geld für einen letzten verzweifelten Aufstand. Er hatte vielleicht tagelang,

während der schwierige Weg über die Berge und seine Gefahr ihn in Anspruch nahmen, den Verlust nicht bemerkt. Dann hatte er das kostbare Riechliffen vermisst, vergebens gesucht und war eiligst zurückgekehrt, um ihm hier nachzuspüren.

Je länger ich nachdachte, desto klarer wurde mir, daß ich die richtige Lösung getroffen hatte; und ich saß die ganze Nacht wach, in der Dunkelheit, und überlegte, was ich thun sollte. Die Steine konnten, da sie ohne Fassung waren, nie identifiziert, nie reklamiert werden. Wie sie in meine Hände gelangt waren, konnte kein Mensch je in Erfahrung bringen. In jeder Hinsicht also gehörten sie mir, mir, und ich konnte mit ihnen thun, was ich wollte! Fünfzehntausend Kronen, vielleicht zwanzigtausend Kronen,



Plünder bei Gaud, 1813. Originalzeichnung von G. Thibaut.

gehörten mir, und ich mußte morgen um sechs abreißen, ob ich wollte oder nicht! Vielleicht nach Spanien, mit den Juwelen in der Tasche. Warum nicht?

Ich gestehe, daß die Verführung groß war. In der That waren die Edelsteine so kostbar, daß sicherlich mancher halbwegs ehrliche Mensch sein Seelenheil dafür hingegeben hätte. Aber — ein Verkauft seine Ehre? Nein. Die Verführung war groß, wie gesagt, aber ich hatte sie bald überwunden. Gott sei Dank! Es kann wohl einer so weit kommen, daß er vom Würfelenspiel leben muß, er kann gezwungen sein, sich von einem Weibe „Spion“ und „Feigling“ schimpfen zu lassen, aber er braucht deshalb doch kein Dieb zu sein. Nachdem also diese Verführung überwunden war — und ich bin stolz darauf —, begann ich verschiedene Pläne zu erwägen, wie sie mir sonst von Nutzen sein konnten. Einmal dachte ich daran, die Juwelen dem Kardinal zu übergeben und meine Begnadigung damit zu erlangen; ein andermal, sie als Köder zu benutzen, um Cocheforêt zu fangen. Und so ging es weiter, bis endlich um fünf Uhr morgens, während ich noch immer auf meinem elenden Lager saß und die ersten Lichtstrahlen sich durch die mit Spinnweben überzogene und mit Heu ausgestopfte Dachlücke stahlen, mir ein Plan kam, der raffinierteste aller Pläne, nach dem ich handeln wollte.

Er begeisterte mich. Ich schnalzte mit den Lippen vor Freude darüber und pries mich selbst und fühlte, wie meine Augen in der Dunkelheit immer größer wurden, während ich ihn überdachte. Er schien grausam, er schien niederträchtig; das war mir ganz gleich. Mademoiselle hatte sich ihres Sieges über mich gerühmt, ihres Weiberrühs und ihres Scharfsinns, und hatte über meine Dummheit gespottet. Sie hatte gesagt, ihre Diener würden mich auspeitschen. Sie hatte mich wie einen Hund behandelt. Gut denn; jetzt wollten wir mal sehen, wessen Schlaueit die größere war, wessen Geist der überlegenere, wen die Schläge treffen würden?!

Vor allen Dingen aber war eine persönliche Unterredung mit ihr für die Ausführung meines Planes unerlässlich; wenn ich die erreicht hatte, konnte ich mich, was das übrige betraf, auf mich und meine gesunde Waffe verlassen. Aber das war unumgänglich notwendig, und da ich einsah, daß ich dabei auf Schwierigkeiten stoßen würde, so beschloß ich hinunterzugehen, als ob ich bereit sei, abzureisen. Dann wollte ich, unter dem Vorwande mein Pferd zu füttern, zu Fuß davon schlüpfen und mich in der Nähe des Schlosses auf die Lauer legen, bis ich sie herauskommen sah. Wenn es mir auf diese Weise nicht gelingen sollte, entweder wegen der Wachsamkeit des Wirtes oder aus irgend einem andern Grunde, so war es immer noch leicht zu bewerkstelligen. Ich ritt dann eben etwa eine Meile weit fort, band mein Pferd im Walde an und kehrte zu Fuß nach der Holzbrücke zurück. Von da aus konnte ich den Garten und die Vorderseite des Schlosses beobachten, bis Zeit und Zufall mir die gesuchte Gelegenheit boten.

So sah ich meinen Weg klar vor mir, und als der Kerkel kam, um mich zu wecken und mir grob zurief, daß ich fort müsse, daß es sechs Uhr sei, hatte ich meine Antwort schon bereit. Ich erwiderte mürrisch, daß ich gleich kommen würde, und nach einer kleinen Kunstpause nahm ich meinen Sattel und meine Mantelfelle und kletterte hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

„Gesangverein Heiserkeit.“

(Bild S. 81.)

Wer nie in Berlin war, nie in einem Kremsler fuhr, nie einem Verein angehörte, wird auch für den Gesangverein Heiserkeit kein richtiges Herz haben. Und nun erst dieser Kremslerausflug in den Grunewald! — Mit der edeln Sangeskunst steht er in viel looserem Verhältnis als mit der Vereinskasse, die bis auf den Grund geleert ist zu diesem Sonntagsfeste. Wenn schon — denn schon! Das ist des Berliner Devise. Der Wagen ist darum verproviantiert wie für eine achtstägige Entdeckungsfahrt. Neben dem eisgekühlten Erfrischungskorb baumelt träumerisch das volle Vordachschiffchen. Und damit der Waldfahrt ja nicht die bequeme Abzug fehle, hat man auch des Wagens Bauch mit Geförben und allerlei gutem Getränk vollgepackt, so daß die Insassen zwar vor Entbehrung sehr sicher sind, aber zu einem gemütsreichen Gehen nie kommen. Das geniert den Berliner nun gar nicht. Denn eng muß es zugehen und lustig, und der Radau darf beileibe nicht fehlen. Dafür sorgen nun auch die wie zu einem Fasching ausgestatteten Amateurmusikanten nach Kräften. Ein gelinder Anstich wird darum schon von einigen vor der großen Wiesenwiese erreicht — aber zünftig wird der Spree-Athener darum niemals, sondern gemütlich, und die Kalauer erreichen bedenkliche Dimensionen. Am Bestimmungsort beginnt die eigentliche Festfreude, die nie roh ist und sehr lang währt. Gesungen wird auch, zumeist nach deutscher Art etwas Sentimentales; aber da macht der Verein wirklich seinem Namen Ehre, die Rehen sind vom vielen — Proben etwas heiser. Die Jugend thut sich zu Gesellschaftsspielen zusammen. Süßholz wird geraspelt und zarte Beziehungen werden angebahnt. Die Festmütter vereinigen sich zu einem vertraulichen Kaffeeklatsch, der zuweilen heftig wird, weil „Mutter“ sehr feste Ueberzeugungen hat. Dagegen kommt

die älteren Herren am Bierstisch nach Kriegserzählungen und Schnurren die stündige Lust auf einen Stet an. Denn gestatet muß werden, wenn es auch auf einem ausgezogenen Vratensrost sein sollte, was wiederum Mutter nicht leiden will — die Heimfahrt ist entweder sehr still oder sehr laut, je nachdem die verehrlichen Vereinsmitglieder das Fräulein bezwungen haben oder vom Fräulein bezwungen worden sind.

Manövrierende Torpedoboote.

(Bild S. 68 u. 69.)

Der alte Streit: was im Seekrieg von größerem Wert, das Schlachtschiff oder die Torpedoflotte — ist noch unentschieden. Aber während es das Schicksal der Riesenpanzer zu sein scheint, bereits im Augenblick des Stapellaufs als veraltete Konstruktion zu gelten, hat das Torpedoboot infolge der viel kürzeren Bauzeit eigentlich nur die neuesten Bautypen aufzuweisen. Neben dem düsteren, massigen Panzerschiff mit seinen schweren, fast erdrückenden Formen wirkt das Torpedoboot ungemein zierlich und elegant. Wer je bei mäßig bewegter See manövrierende Boote sah, wird diese pfeilschnell dahinschießenden Fahrzeuge, von denen man kaum die Bordlinie und den dampfenden Schlot gewahrt, als geradezu grazios bewundert haben. Das ist ein Dahinschießen, Wenden, Gekulen, als wenn das Steuer die Steuerlosse eines besonders schnellen und gewandten Fisches wäre. Es erscheint wie Spiel. Wenn man aber bedenkt, daß das Sprenggeschloß, welches jedes dieser Boote zu schleudern vermag, auch dem riesigen Panzer die Eisenplatten zertrümmert, so kommt uns ein gelindes Grausen vor diesen harmlosen Schiffchen an. Dem steht freilich beruhigend gegenüber, daß Torpedos nur mit großer Gefahr eine schwere See zu halten vermögen, weil der auf Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit gerichtete Bau Rintern oder Erdbeben gar nicht ausschließt. Außerdem ist der Kohlenvorrat naturgemäß so gering, daß das Boot in steter Verbindung mit Hafen und Station bleiben muß. Lange Fahrten sind ihm darum ver sagt. Im Kriege ist das Wagnis für diese Flieger ein eminentes. Denn nicht allein würde sie jede einschlagende Schiffsgranate zertrümmern, auch die Schnellfeuerkanonen aus den Geschützmafen überschütten sie mit einem Geschloßhagel, der die dünnen Stahlwände leicht durchbohrt. Für den jungen Marine-Offizier ist freilich die Führung dieser Boote im Frieden von außerordentlichem Nutzen und im Kriege sicherlich von außerordentlichem Reiz. Es kann wohl im besonders glücklich oder klug geführten Angriff dieser Ruchschalen die Entscheidung ganzer Seeschlachten liegen. — Dem eleganten Neuherrn entspricht auch die innere Einrichtung. Sehr eng, fast puppenhaft alle Räume, aber von einer Richtigkeit und Sauberkeit, die angesichts der Raumverhältnisse doppelt wohlthuend wirkt.

Soll man bei offenem Fenster schlafen?

Von

Dr. Otto Gottschill.

Was Speise und Trank für den Magen, das ist reine Luft für die Lunge; was Gift für jenen, das ist unreine Luft für diese. Möchten doch alle dies überaus wahre Wort des großen hygienischen Praktikers Dr. Niemeyer beherzigen! Was nützen alle Rekonvaleszenten-Anstalten und Kurhäuser für Lungenkranke, welche jetzt von wohlthätigen Menschen und Vereinen vielfach auf dem Lande und in Luftkurorten errichtet werden, wenn das Uebel nicht an der Wurzel gefaßt wird, wenn man nicht die Entstehung der Lungenkrankheiten mit Rat und That zu verhindern sucht? Das ist ein Gebiet, auf dem die Hygieniker noch weit mehr in Wort und Schrift wirken sollten; es ist eine Aufgabe, wahrlich des Schweiges der Edeln wert und fruchtbringender als der ewige Bazillenport. Dabei muß man die nackte Wahrheit ganz unverblümt darstellen, denn es ist doch entschieden besser, die Hygiene sagt bittere Wahrheiten, als wenn nachher die medizinische Wissenschaft bittere Arzneien geben muß.

In unbegreiflicher Leichtfertigkeit vergiften sich täglich Tausende und Abertausende ihre Lungen und damit ihr Blut und ihren ganzen Körper durch Einatmung verdorbener Luft. Daher die enorme Verbreitung aller Arten von Lungenkrankheiten, vom einfachen Lungenkatarrh bis zur Lungenemphyse, ganz abgesehen von dem vielen Siechtum, welches sich nicht in der Lunge lokalisiert, sondern von dort aus den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht. Leider bilden meist gerade die wichtigsten Räume der Wohnung höchst gefährliche, unheilswangere Lufthöhlen, nämlich die Schlafkammer. Wer dies nicht glaubt, mache einmal früh morgens einen Rundgang und überrasche seine Bekannten noch im Bett oder in der Schlafstube, bevor die Fenster geöffnet sind. Da dringt einem dann ein so widriger, verpesteter Dunst entgegen, daß einem fast der Atem vergeht. Und in dieser Atmosphäre bringen die Leute ungefähr acht Stunden lang zu, also nahezu den dritten Teil ihres ganzen Lebens. Ist es da ein Wunder, wenn sie morgens mit trägen Gliedern und trüben Sinnen erwachen, wenn es ihnen „wie Blei in den Gliedern liegt“?

Wodurch wird nun die Luft gerade in den Schlafkammern so verdorben? Zunächst fällt in der Nacht jene bedeutende Ventilation ganz weg, welche am Tage im Wohnzimmer durch gelegentliches Öffnen des

Fensters beim Hinausschauen und durch das häufige weite Aufmachen der Thüren beim Hinaus- und Hineingehen stattfindet. Ferner ist wissenschaftlich bewiesen, daß wir im Schlafe weit mehr Sauerstoff einatmen und mehr Kohlenensäure ausscheiden als im wachen Zustand. Der im Schlafkammer befindliche Sauerstoff, die wahre Lebensluft, wird also schneller verbraucht, und der giftige Bestandteil, die Kohlenensäure, fortwährend in reichlicherem Maße der Luft beigemischt. Jeder einzelne Schläfer atmet während der Nacht ungefähr dreihundert Liter Kohlenensäure nebst Wasserdampf und mehr oder weniger riechende Zerfallsstoffe durch Haut und Lungen aus. Diese verpestete Luft nebst sonstigen gasigen Beimischungen wird die ganze Nacht hindurch von den im Schlafkammer befindlichen Personen immer von neuem ein- und wieder ausgeatmet, so daß die Schläfer ihrem Atmungsorgan eigentlich nur ihren eignen Lungenemphyse und den ihrer Mitschläfer darbieten. Wahrlich ein arger Selbstbetrug gegen dies wichtige Organ!

Wie können wir nun der höchst gesundheitschädlichen Verunreinigung der Schlafkammerluft vorbeugen? Einzig und allein durch fortwährende Ventilation während der ganzen Nacht. Selbstverständlich ist es vor allem nötig, daß man zum Schlafkammer einen möglichst großen Raum wähle und daß recht wenig Personen in einem Zimmer beisammen schlafen. Darauf können wir aber nicht näher eingehen, weil dies hauptsächlich vom Wohlstande abhängt und unsre Vorschriften für alle Verhältnisse passen sollen.

Eine genügende Ventilation ist am schwierigsten im Winter herzustellen, weil dann mit der frischen Luft durch das geöffnete Fenster zugleich die Kälte eindringt. Diese ist nun zwar an und für sich nicht schädlich, denn wir können uns in der Nacht durch Nachjacket und mehrfache Bedeckung schützen, aber doch darf sie nicht so bedeutend sein, daß der ausgeatmete Wasserdampf sich an den Wänden niederschlägt, weil die dadurch entstehende Feuchtigkeit und Feuchtigkeit ungesund ist. Wir sollen eben kühl und lustig, jedoch nicht eiskalt schlafen; sich des letzteren zu rühmen, wie manche zu thun pflegen, ist eine hygienische Thorheit. Im Winter ist es daher in gesundheitlicher Beziehung am besten, das Schlafkammer mit einem Kachelofen (natürlich ohne Ofenklappe) zu heizen und je nach der draußen herrschenden Kälte einen oder zwei Fensterflügel teilweise offen zu halten. Damit die Fensterflügel in der gewünschten Stellung verharren und auch nicht etwa durch Zuklappen stören, klemme man in den Spalt ein Stück Holz oder Kork und binde die beiden Griffe (Haken) fest aneinander. Hierauf wird die Fensterrolle heruntergelassen oder die Zuggardine zusammengezogen, damit nicht direkter Wind den Schläfer treffen, noch das Mondlicht ihn belästigen kann. Hat man keinen Ofen im Schlafkammer oder scheut man die Kosten des Heizens, so lasse man die Thüre zum erwärmten Nebenzimmer die ganze Nacht hindurch weit auf und halte dort mehrere Fensterflügel offen. Bei Doppelkammern ist es zweckmäßig, unten außen und oben innen zu öffnen. Jedenfalls muß irgendwo auch im Winter ein Fenster ein wenig offen sein, damit die verdorbene, ungesunde Binnenluft sich fortwährend durch reine Außenluft genügend erneuern kann. Denn es ist ein thörichter Ruhmentatsch, daß die Nachtlust schädlich sei, und die schrecklichen Schauererzählungen, welche von schweren Erkrankungen nach Einatmung von Nachtlust berichtet werden, sind weiter nichts als wahnwitzige Ammenmärchen. Nachtlust ist vielmehr, abgesehen von sehr fumpfigen Gegenden, viel reiner und gesünder als Tagesluft, namentlich in Städten. Am Tage wird der Straßenstaub mit all seinen Unreinheiten und Schädlichkeiten immer wieder aufgewirbelt von Wagen, Passanten und Tieren; die Ausdünstungen von Menschen und Vieh steigen von der Straße zu unsern Fenstern empor; Fabriken, Gewerbebetriebe und Schornsteine erfüllen die Atmosphäre mit einer Unmenge von Dünsten, Verbrennungsgasen und Verbrennungsprodukten; dies alles fällt in der Nacht fast ganz fort. Daher ist die Nachtlust entschieden reiner und gesünder.

Noch viel leichter läßt sich in der warmen Jahreszeit eine regelrechte Ventilation herstellen. Da öffnet man einfach im Schlafkammer selbst mindestens die oberen Fensterflügel, läßt die Fensterrolle herunter und befestigt diese unten mit einem schweren Steine oder dergleichen, damit sie nicht vom Winde hin und her geschleudert wird. Das Bett soll natürlich nie, weder Sommer noch Winter, dicht am Fenster stehen, sondern sich möglichst an der entgegengesetzten Wand befinden. Gerade im Sommer ist es zur Erholung von des Tages Hitze überaus nötig, bei offenem Fenster zu schlafen, besonders auch für die ganz kleinen Kinder. Bekanntlich haben diese in der heißen Jahreszeit sehr oft an Brechdurchfall zu leiden und gehen vielfach daran zu Grunde. Die erste Ursache nun zu dieser Krankheit bildet häufig eine Erhaltung des Magens. Die armen Kleinen werden selbst im sommerlich heißen Schlafkammer noch mit dicken Federbetten fest zugedeckt,

fangen dann bald an zu schweigen und strampeln sich bloß. Daß dann bei der nackten, schweißgeputzten Haut sehr leicht eine Erkältung eintritt, ist ganz natürlich. Vollständig unbeschadet dagegen ruht ein Kindlein in einem angenehmen kühlen Schlafzimmer, welches durch die gleichmäßig eindringende frische Luft stets auf normaler Temperatur erhalten bleibt. Sehr hübsch ist dies poetisch geschildert in einem Verse in „Kinderlust“:

Schweigend ruht die müde Erde,
Und wie eine Kämmerherde
An dem dunkeln Himmel ziehn
Tausend Sternlein drüber hin.
Durch das Fenster strömt herein
Nachtlust, würzig, kühl und rein;
Und mein Kindlein schläft fest
In dem kleinen, warmen Nest;
Ohne Leid und ohne Sorgen
Schläft es ruhig bis zum Morgen.

Ganz besonders wohlthuend und heilsam wirkt frische Luft in der Nacht bei allen Schwachbrüstigen, Lungenlahmen, Bleichsüchtigen, Asthmatikern und an Schlaflosigkeit Leidenden. Diese müssen die Ventilation stets in reichlichem Maße herstellen und sich zum Schutze gegen Kälte lieber wärmer zudecken und eine Bettjacke anziehen, damit Schultern und Hals geschützt sind. Auch vollblütige Personen und solche, welche am Abend dem Bacchus oder Gambinus etwas mehr gehuldigt haben, sollen in möglichst kühler, frischer Luft schlafen; dadurch wird der Blutandrang nach dem Kopfe und das beängstigende heiße Gefühl bedeutend verringert.

Fassen wir nun unsere Betrachtung kurz zusammen, so ergeben sich zur Erzielung eines wirklich gesunden, erquickenden Schlafes, der für jeden Menschen überaus wichtig und für seine Arbeitskraft und Schaffenslust durchaus nötig ist, folgende drei unumgänglich notwendigen Gebote:

1. Schlafe stets bei offenem Fenster, und zwar
2. In der wärmeren Jahreszeit öffne nachts im Schlafzimmer das Fenster;
3. In der kalten Jahreszeit öffne nachts im geheizten Schlafzimmer das Fenster oder im geheizten Nebenzimmer bei weit geöffneter Verbindungstür; jedoch sei in beiden Fällen das Fenster verhängt.

Blücher bei Gaud.

(Bild S. 77.)

Wenn die Geschichte des großen Befreiungskrieges mit ihrem gewaltigen Ringen an unserm geistigen Auge vorüberzieht, so wird unser deutsches Herz wie magisch immer von einer Gestalt angezogen: der deutschesten unter den deutschen, dem alten Blücher. Und wahrlich, die Zeit bedurfte solcher Männer! — Denn sie war sehr groß, aber auch sehr klein. Wie der große Befreiungsgedanke in Preußen aus der Seele des Volkes emporgewachsen war und erst das Königtum durch die Macht und Glut seiner Idee mit Fortschritt — so geht durch den ganzen Krieg der verbündeten Mächte derselbe Zwiespalt. Im Heer, in der großen Masse der Gläubigen, der rücksichtslos waghenden Mut — doch im Vortritt der Throne die fast ängstliche Vorsicht, das unsichere Takt. Die Diplomatie verlor nur zu oft, was das Schwert gewann. Es war die ewig wechselnde Interessenpolitik der Verbündeten, die die großen Bewegungen immer wieder hemmte und Napoleon immer wieder Lust ließ. Da war Österreich mit Metternichs hinterlistiger Gauleiopolitik — da war Rußland, das immer wieder mit Frankreich koalierte und Preußen zuletzt die verdienten Siegesfrüchte entriß — da war Schweden mit seinem geschmeidigen Bernadotte, der nie recht wußte, wem er den Schlachtenfieg wünschte sollte und darum niemals zu scharfer Aktion zu haben war. Selbst als Leipzig geschlagen war und Napoleon nur mit Not bis über den Rhein durchbrach, war man im Lager der Verbündeten sich noch keineswegs klar, ob man dem Löwen in seine Höhle folgen dürfe, oder ob man ihm fast alles lassen solle, was er zusammengegrubt. Da wetteilte der alte Blücher. Er verstand die Federfuchser nicht, die immer wägten und niemals wagten. Ueber den Rhein, nach Frankreich, nach Paris — und da dem großen Sündenbabel mit Zinsen zurückbezahlt, was es an Europa gekostet: das war der Rachehumor seines deutschen Herzens. Und gerade am Rhein wollte die Diplomatie Halt machen. Es bedurfte der staatsmännischen Wucht des Freiherrn v. Stein, den Uebergang durchzubrühen. Damals schrieb Arndt sein patriotisch glühendes Werk: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!“ — Die ganze öffentliche Meinung, die Erregung eines jahrelang gemißhandelten Volkes mußte sich gegen die kleine Vorsicht der Großen auflehnen, und langsam, wie geschoben von einem eisernen Druck, dem sie nur widerwillig nachgaben, rückten die Heere gegen den deutschen Strom vor.

In der Neujahrsnacht 1813—14 überschritt die schlesische Armee unter Blücher den Rhein bei Gaud, zwischen Bingen und Koblenz.

Den „Marshall Vorwärts“ in dieser Neujahrsnacht zeigt uns das Bild. Es ist ein elendes Quartier, das der flackernde Randelaber erleuchtet. Auf dem plumpen Tisch wird die Karte Frankreichs entrollt. Ein Ordonnanzoffizier von den Totenkopfbularen hat eine Meldung gebracht. Blücher ist in patriotischer Wallung, er hat die Marschroute der Armee auf französischem

Boden gezeigt. Jetzt ruht sein Finger auf dem dunkeln Punkt, der Paris markiert. Sein schönes Auge flammt. Denn erst in Paris darf der Friede geschlossen werden, nachdem man den entthronten Kaiser aus seinen Tuileries gejagt und der eiteln Nation den Stahlfuß auf den Nacken gesetzt hat. — Neben Blücher Gneisenau, der Chef seines Generalstabs, der feinste Kopf in der schlesischen Armee.

Bei Gaud entschied sich das eigentliche Schicksal Frankreichs. Die verbündeten Heere, die den Rhein überschritten, hatten der feigen Vorsicht entsagt — sie fürchteten den verwundeten Löwen nicht mehr, sie wollten ihn einbeugen zur letzten Wunde. Wie glänzend sich auch Napoleons Feldherrntalent gerade jenseits des Rheines bewährte, mit der Ueberschreitung des Rheines bei Gaud war der Pann der französischen gloire endgültig gebrochen.

Bur Extrabeilage von Heft 3.

Das reizende Kunstblatt

„Die fünf Sinne“

das in anmutendster Weise in fünf Einzeldarstellungen zeigt: wie unsere „Niese“ sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt, wird sicher den ungeheuren Beifall unserer Leserinnen und Leser finden. Der Künstler hat es aber auch trefflich verstanden, für jedes der Organe eine Situation zu schaffen, die es zu liebenswürdig-humoristischem Ausdruck bringt.



Amüsante Wissenschaft.

Ein Oval mit einem gewöhnlichen Zirkel in einem einzigen Zuge zu zeichnen. Die Konstruktion eines Ovals ist keineswegs eine so einfache Sache. Es gehören dazu verschiedene Kreislängen, die sich unter einander ergänzen. Es gibt allerdings Zirkel, mit denen man ein Oval in einem Zuge herstellen kann; das sind aber komplizierte und ziemlich teure Werkzeuge. Das Mittel oder vielmehr die Art und Weise, wie man diese Figur mittels ge-



Ein Oval mit einem gewöhnlichen Zirkel in einem einzigen Zuge zu zeichnen.

wöhnlichen Zirkels in einem einzigen Zuge herzustellen vermag, ist also nicht ohne Wert. Dabei ist es von der größten Einfachheit. Man braucht nur um eine hölzerne oder pappdeckelne Rolle das Stück Papier, auf dem das Oval zu stehen kommen soll, zu wickeln, so daß es darauf festliegt. Nun legt man die Spitze des Zirkels auf dem Punkte ein, der den Mittelpunkt des Ovals bilden soll, und beschreibt mit dem andern, mit einem Bleistift oder einer Reißfeder versehenen Schenkel einen Kreis, der aber infolge der Aufrollung des Papiers ein Oval wird, wie die kleine Figur links es zeigt.

Neue Bücher und Schriften.

Gaudau Freytag's gesammelte Werke. 2. Auflage. Leipzig, S. Hirzel. — Wiederholt schon haben wir diese neue, elegant ausgestattete Ausgabe unsern Lesern warm empfohlen und thun dies auch bei Gelegenheit des eben erschienenen 11. Bandes („Die Rhnen“, vierte Abteilung) mit Vergnügen wieder.

Roerich, Dr. Curt, Naturgeschichte der deutschen Camps- und Strandvögel. Mit 44 Illustrationen. Magdeburg, Graul'sche Verlagsbuchhandlung. — Das Buch soll eine Ergänzung bilden zu den bekannten Dr. Rühlens Handbüchern über die Kleinvoegelwelt; es ist deshalb in erster Reihe für den Landwirt, Jorkmann, Jagdliebhaber und Naturfreund bestimmt, an die es sich in anregender Weise und gemeinverständlicher Sprache wendet, trefflich unterstützt durch die zahlreichen Abbildungen.

Allerlei Kurzweil.

Klein- und Großrätsel.

Klein geschrieben sollt' es jeder,
Wie die Pflicht es ihm gebet;
Leider aber fehlt es oftmals,
Dem an Kopf und dem an Zeit.

Groß geschrieben sind wir's alle,
's wiegt oft leicht und 's wiegt oft schwer;
Zwie nur sind ausgenommen,
Doch — das ist schon lange her!

Magisches Zeichenrätsel: „Schweigen“.



Kettenrätsel.

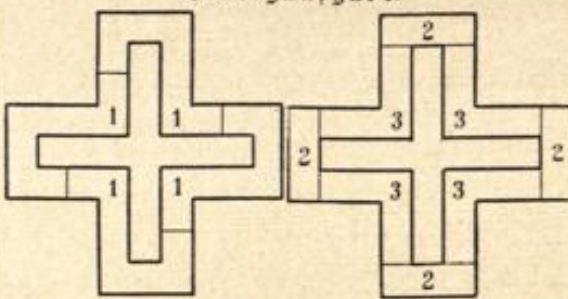
Vaden — Parade — Wechsel — Paket — Amt — Form — Meißer — Breite — Messer — Wand — Berg — Klub — Herr — Holz —

Zwischen je zwei der obestehenden Wörter ist ein verbindendes Hauptwort zu fügen, und zwar in der Weise, daß, wenn dasselbe dem ersten nach, dem zweiten vorgelegt wird, zwei neue, zusammengelegte Wörter entstehen. Nun sehe man die Kette fort und schließe dieselbe mit dem Wort, von dem man ausging, ab.

Worträtsel.

Mit S ist's alt, mit B jung Blut,
Mit L wie S bald schlecht, bald gut.

Berlegaufgabe.



Man bilde aus den Teilen obestehender zwei Kreuze ein Quadrat

Ergänzungsrätsel.

Der Kaufmann braucht den —, Der Schiffer braucht das —,
Der Schneider braucht das —, Das Vaterland das —,
Der Bauernmann braucht —, Der Arme braucht den —,
Der Glaser der braucht —, Der Tote braucht —.
Die Striche sind durch Silben beziehungsweise Wörter zu ersetzen, die sich abwechselnd reimen.

Auflösungen der Rätsel Seite 683 vorigen Jahrgangs.

Des Monogrammrätsels: Walter.

Des Buchstabenrätsels: Abonnement.

Der rätselhaften Inschrift: Die Inschrift ist von oben nach unten, zeilenweise (über das ganze Biered), dreimal abzulesen, und zwar das erste Mal jene Worte oder Silben, bei denen ein Punkt steht, das zweite Mal jene, wo ein Punkt mit Strich und das dritte Mal, wo ein Strich und zwei Punkte stehen. Das Ganze giebt den Text: 1. Richter richte recht, 2. denn der dich richtet, 3. ist gerecht!

Des Silbenrätsels: Heimatheim.

Des Worträtsels: Verlufliste.

Auflösungen der Rätsel Seite 55.

Des Ergänzungsrätsels:

Du weilt, o lieber Gott, wie ich ihn möchte

Den einen, den ich lieben soll!

Nicht weidlich jahn, nicht daß ich daran dächte,

Doch immer sanft und liebevoll!

Schön, doch ein Mann!

Und flehig, doch nicht ganz in seinen Fleis vergroben,

Und weise, wie man's nur begreifen kann,

Doch nicht zu ernst, nicht zu erhaben!

Geld gegen alle, doch nur mein allein,

Geliebt von allen, ja, auch das mag sein,

Doch keine soll so lieb wie ich ihn haben!

Des Umwandlungsrätsels: Turin, Tarif, Paris, Bafel, Basel.

Des Worträtsels: vernehmen.

Des Wiederanfangrätsels: Noch sind die Tage der Rosen...

Des Bilderrätsels: Der eine schlägt den Nagel ein, der andre hängt den Hut dran.

Des Königszug-Rätselsprungs:

Wenn Kinder werden...

Wenn Kinder werden — so zur Dämmerzeit,

Oh! sich des Tages letzte Lichter wenden, —

Sie liegen still im weichen Sonntagkleid.

Den Kopf gesenkt, mit Blumen in den Händen.

Rein Vogel singt durch Dämmer mehr und Duft,

Reim rühren sich die tiefgebeugten Lehnen —

Hoch aber liegt ein Vögelchen in der Luft,

Als ob's die Blüten von dort oben wüßten...

Von Karl Basse.

Handschriftenbeurteilung.

A. in R. A. Eine ausgesprochene Individualität, geistig sehr klar und von objektivem Urteil, dabei vielseitiger angelegt als entwickelt. Familienholz und auch persönliches Selbstgefühl sind vorhanden, doch ist das Austreten zwar sicher, aber doch bescheiden.

A. J. Lebrer in R. Sie können sich trotz Ihrem Beruf nur schwer in das Schablonenhafte finden und haben Mühe, Raß zu halten und sich zu beschränken, aber Sie sind pünktlich, genau, gewissenhaft auch im Kleinen und bestreben sich stets, den Verband vorwalten zu lassen.

H. Meyer, Rapaq.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Fürstliche Sammler. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß der deutsche Kaiser auch Handschriften-Sammler ist und besonders Briefe von Heerführern bevorzugt, die sich in den Kriegen zu Ende des vergangenen und Anfangs dieses Jahrhunderts einen Namen machten. Er hat schon als Prinz diese Sammlung begonnen, die wohl die vollständigste in ihrer Art sein dürfte. Ferner zählen die Könige von Schweden und Rumänien zu den Autographensammlern. Alexander III. besaß die schönste Kollektion Briefmarken und — Raubvögel. Auch der König von Serbien sammelt Briefmarken, während sich der Prinz von Wales ein förmliches Museum von Tabakspfeifen anlegte. Die Königin von England hat eine Sammlung der verschiedensten Kleider, die sie getragen, und eine Sammlung — Fingerhüte, unter ihnen soll sich der befinden, dessen Maria Theresia sich bediente. Königin Margherita von Italien sammelte jahrelang Perlen für ihre künftige Schwiegertochter (in der That schmückt dies Collier jetzt den Hals der Fürstentochter Montenegro) und hat außerdem eine Sammlung von Schuhen und Handschuhen, die einst Kaiserinnen und Königinnen trugen, darunter sind Exemplare von Marie Antoinette, Katharina II., Christine von Schweden, Elisabeth von England und so weiter.

Militär und Marine.

Gewehrpatronen aus Papier mit einem Aluminiummantel sind, wie die Zeitschrift „Der Militärarzt“ mitteilt, die neueste Erfindung. Sie sind die Erfindung eines französischen Offiziers und bezwecken, die Zahl der Verwundungen mit tödlichem Ausgang infolge der knochenzerstörenden Wirkung der Bleigeschosse mit Stahlmantel zu vermindern. Die Genauigkeit des Schusses soll durch die genannte Veränderung des Materials in keinerlei Weise beeinträchtigt werden, doch ist der durch das neue Geschos geschlagene Wundkanal völlig glatt und gekantet eine schnelle Heilung der Wunde. Die Zahl der Verwundeten würde danach eine gleiche bleiben, die Wunde würde in den meisten Fällen nur Kampfunfähigkeit, aber nicht die schweren, unheilbaren Verletzungen oder gar den Tod zur Folge haben.

Ueber die Hofsüde auf der „Hohenzollern“ macht die „Zentral-Fleischer-Zeitung“ Mitteilungen. Die Hofsüde der „Hohenzollern“ bezog das Fleisch aus Berlin von einem Schlächtermeister aus der Französischen Straße. Hofkuchner begleiteten stets den Fleischtransport. Einen Begriff von dem Fleischverbrauch kann man sich machen, wenn man erfährt, daß die Sendung, die vor einigen Tagen abgeschickt wurde, 34 Zentner betrug. Hierin ist jedoch die ganze Verpackung inbegriffen. Die letzte Sendung wurde in zwölf Körben verpackt. Die Verpackung erfolgt derart, daß unten Eiskübel, die mit der Maschine zerhackt sind, mit Sägespänen vermischt werden, hierauf kommt ein leinwandenes Tuch und Pergament, darauf Fleisch und oben dieselbe Schicht von Pergament, Tuch und Eis mit Sägespänen. So verpackt hält sich das Fleisch mindestens vier Tage. Auf der „Hohenzollern“ ist ein Kühlraum, wo das Fleisch gefriert und noch lange erhalten werden kann.

Länder- und Völkerkunde.

Studien über die Hautfarbe der Neger hat Doktor Collignon in Paris gemacht. Unmittelbar nach der Geburt erscheint nämlich ein Negerkind fast ebenso hell wie ein kaukasisches, und erst allmählich bewirkt das Pigment unter der Haut die Färbung. In Bordeaux sah Collignon nun einen neugeborenen Subanen diese Färbung im Verlauf von zwei Stunden durchmachen. Ganz andere Wahrnehmungen aber machte er, als am 10. September 1896 bei den auf dem Marsfelde lagernden Subanen ein Kind geboren wurde. Zehn Minuten nach der Geburt sah es vollkommen rosig aus, nur an einzelnen Stellen konnte man unter der Haut das Pigment bemerken. Zehn Tage später hatte der Säugling die Farbe des Kakaopulvers angenommen, nur Hände und Füße schimmerten noch immer rosig, und erst am 3. November war der ganze Körper schokoladenfarbig geworden. Die außerordentliche Langsamkeit der Färbung in diesem Fall schreibt Collignon mit Recht der mangelnden Wirkung der Sonnenstrahlen zu.

Industrie. Handel. Verkehr.

Wie viel Bronze braucht man zur Herstellung der Kaiser Wilhelm-Gedächtnismedaille und wie viel Meter von dem apfelgrünen Gelben Vandy? Nach dem Etat für 1897/98 zählte das deutsche Heer 594 894 Köpfe, die Kriegsmarine 21 834 Köpfe, also beide zusammen 616 728 Köpfe. Nun wiegt eine Medaille mit Ring 35 Gramm. 616 728 Medaillen haben also die Kleinigkeit von 215,82 Kilo Bronze. An Vandy benötigt man für jede Medaille nach Vorschrift 20 Zentimeter, für 616 728 also 123 345,60 Meter oder rund 123,5 Kilometer.

Vom chinesischen Thee. Für den enormen Niedergang der direkten Thee-Ausfuhr aus China ins Ausland spricht, wie der ostasiatische Lloyd mitteilt, die Thatfache, daß, während vor einem Jahrzehnt zehn bis fünfzehn Dampfer regelmäßig Thee der neuen Ernte in Hankau direkt für den London-Markt luden, in diesem Jahr nur ein einziger Dampfer, der „Canja“, für London bestimmt war. Er hatte etwa 60 000 halbe Kisten Thee an Bord; von dieser Menge sind 45 000 für London und der Rest für Häfen des Kontinents bestimmt. Man schätzt die Menge Thees der ersten Ernte, welche heuer auf den Hankau-Markt kommen dürfte, auf 650 000 halbe Kisten, mithin auf 150 000 halbe Kisten weniger als im vergangenen Jahr.

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Welche Größen lassen sich auf dem Monde erkennen? Seitdem die Erforschung des Mondes durch die Vergrößerung von Mondphotographien in eine neue Bahn gelangt ist, hat sich zwischen den verschiedenen Astronomen ein Streit entsponnen, wie groß die kleinsten Gegenstände auf dem Monde sind, die auf diesem Wege noch deutlich unterschieden werden können. Professor Prinz, Assistent an der Brüsseler Sternwarte, hat behauptet, daß die äußerste Grenze der Sichtbarkeit auf den Mondphotographien, die an der Vid. Sternwarte hergestellt werden, 2,3 Kilometer beträgt, auf den Platten der Pariser Sternwarte

1,9 Kilometer. Professor Weinel in Prag dagegen, der unzählige Photographien beider Sternwarten vergrößert und untersucht hat, hat auf einer in Paris hergestellten Platte vom 14. März 1894 den winzigen Mitteltrater des Mondvulkans Vinnö deutlich beobachtet, der nur 1 Kilometer im Durchmesser besitzt, und diese Beobachtung ist durch die Pariser Astronomen bestätigt worden. Letztere haben ausgesprochen: „Die Präzision der Photographien unter dem Mikroskop haben in scharfer Form keine Einzelheiten unter 0,5 Bogensekunden (das sind etwa 900 Meter) gezeigt.“ Professor Weinel stellt einige der kleinsten Gegenstände zusammen, die er auf Mondphotographien noch deutlich wahrnehmen konnte: ein kleines kraterähnliches Gebilde auf der Lichtinsel im Innern des Vulkans Cyrrhus, das 1,1 Kilometer im Durchmesser hat, ein anderer Krater ähnlicher Art auf dem Gipfel des Zentralberges der Mondgegend Capella 1300 Meter, ein solcher am Westabhang desselben Berges nur 700 Meter, ein Krater an dem Zentralberg der Gegend Albategnius 850 Meter, der erwähnte Vinnö-Krater 950 Meter. Von diesen Kratern ist nach der Angabe von Weinel nicht nur die Größe, sondern auch die Umrisform auf den Photographien deutlich erkennbar. So erheblich diese Leistungen unserer modernen wissenschaftlichen Hilfsmittel erscheinen müssen, so geht daraus doch hervor, daß unter gleichen Bedingungen vom Monde aus der Erde kein einzelnes der menschlichen Bauwerke wahrnehmbar sein würde — wohl aber eine ganze Stadt.

Die neueste Erfindung der Engländer ist der „Animatograph“, der in den Theatern und Singspielhallen von London Furore macht. Jedesmal wenn nach einem Akt der Vorhang gefallen ist, wirft ein elektrischer Scheinwerfer auf eben diesen Vorhang die letzten von den telegraphischen Agenturen übermittelten Nachrichten. Die Zuschauer können sich so mitten im Vergnügen in aller Bequemlichkeit über den Lauf der ersten Welt da draußen unterrichten. Erst ein Akt Pause, dann der letzte Eisenbahnunfall mit vierzig oder fünfzig Verunglückten, dann wieder ein Pöbelskandal, dann ein tüchtiger Doppelmord und so weiter. Auf diese Weise „animiert“ der Animatograph das Publikum und hält es in froher Festeslaune.

Unterrichtswesen und Gesundheitspflege.

Vor dem Rägelkauen der Schulkinder wird namentlich in englischen Blättern nachdrücklich gewarnt, in mehreren Londoner Schulen sind bereits strenge Strafen darauf gesetzt. Hier und da hat man die Fingerspitzen der Schüler mit bitteren Stoffen, Quassia, Chinin, Aloe, eingerieben, oder Handschuhe tragen lassen, neuerdings ist auch auf jugendlichem Wege mit Erfolg eingeschritten worden. Unter die Nachteile des Rägelkautens gehört vor allem, daß dadurch leicht Krankheitsträger, zum Beispiel Tuberkelbazillen, in den Mund gelangen. Auch Verdauungsstörungen entstehen nicht selten, weil Rägeltel verchluckt werden; ferner werden die Fingerspitzen entseift und das Taftgefühl geschwächt. Oft ist die Unsitte mit Erscheinungen von Entartung verbunden, wie nächtliches Aufschreien, Stottern, Nachtwandeln, Angstgefühle und dergleichen.

Entscheidungen.

„Privatluftbarkeiten an Sonnabenden brauchen nicht nachts um 12 Uhr geschlossen zu werden.“ Durch diese, in den letzten Tagen erfolgte Entscheidung des Kammergerichts in Berlin ist die sowohl für die Gastwirte wie für das gesamte Vereinsleben bedeutsame Frage endgültig entschieden. Das Kammergericht hat es überhaupt für unzulässig erklärt, für die bezeichneten Vergnügungen die Verordnungen unmittelbar mit Beginn des Sonntags vorzuschreiben, denn da die Kabinettordere von 1837 nur der Störung der allgemeinen Feier der Sonn- und Festtage entgegengetreten wollen, so konnte immerhin nur die Ausdehnung der Tagelustbarkeiten über die Morgenstunden der Sonn- und Festtage hinaus verboten werden. In Gastwirtschaften wird die samstägliche Entscheidung mit großer Befriedigung begrüßt.

Gerihtssaal.

„Kapitalien in jeder Höhe, auch international, werden schnell ohne Vermittlung von Anstaltsbureaus besorgt.“ Adressen abzugeben Berlin, Besselfstraße 5 parterre im Comptoir. Diese Annonce erschien im Sommer vorigen Jahres in verschiedenen Zeitungen. Aufgeber war der Kaufmann H., eine auf dem Gebiet des Darlehensvermittlungsgeschäfts wohlvertraute Persönlichkeit, welche erst im Mai vorigen Jahres wegen derartiger Betrügereien im Rückfall eine vierjährige Zuchthausstrafe verbüßt und sofort nach seiner Freilassung das frühere Gewerbe wieder aufgenommen hatte. Es fehlte natürlich nicht an Geldbedürftigen, welche die Vermittlung Hs. in Anspruch nahmen. Seine Tätigkeit war aber nur eine kurze, bald wurde er wiederum eingezogen. Vor einigen Tagen wurde er der vierten Strafkammer des Landgerichts I. vorgeführt; es wurden ihm sechs vollendete und ein versuchter Betrugsfall zur Last gelegt. Schon der erste Fall zeigte, was Geistes Kind der Angeklagte war. Der Hauseigentümer v. R. bedurfte eines Darlehens von 3000 Mark. Er wandte sich infolge der oben erwähnten Annonce an den Angeklagten. Das „Comptoir“ war in der dürftigsten Weise ausgestattet. Der Angeklagte erklärte, daß er das Darlehen binnen kurzem besorgen würde. Er ließ sich von dem Geldsuchenden einen Wechsel über 3000 Mark sowie einen Provisionsvorschuß von 10 Mark geben. Dann ließ der Angeklagte längere Zeit nichts von sich hören. Nach mehrfachen Ragnungen brachte der Angeklagte den Wechsel an den Zeugen zurück mit dem Bemerkung, daß die Summe zu hoch sei, v. R. möge anstatt des hohen Wechsels einen solchen über 1000 Mark ausstellen. Der Geldbedürftige war hiermit zufrieden. Diesen zweiten Wechsel brachte der Angeklagte unter. Der Austraggeber erhielt aber kein Geld, denn H. erklärte, daß er die 1000 Mark verloren habe. Bei dieser Behauptung blieb der Angeklagte auch jetzt noch, er meinte, daß ihm das Geld aus der Tasche gestohlen sein müsse, als er sich eines Abends im Belle-Alliance-Theater befand. Deshalb habe er es auch für zwecklos gehalten, der Polizei von dem Verlust Anzeige zu machen. Der Vorstehende wies den Angeklagten darauf hin, daß ihm kein Mensch dies glauben

würde. Da noch weitere Zeugen geladen werden sollten, wurde der Termin verlagert.

Vereine. Sport.

„Hoch klingt das Lied vom braven Verein!“ Aus Saalfeld wird geschrieben: Die geringe Habe einer Witwe, Familienerbsünde, sollte, da die arme Frau durch unglückliche Spekulationen ihres Sohnes alles verloren hatte, veräußert werden, schließlich auch eine Ziege, die Ernährerin der Greisin. „Zwölf Mark zum ersten!“ verkündet der Auktionator. Lautlose Stille im Kreise der kaufstüchtigen Männer und Weiber — Spannung auf dem Gesicht des Vaters. — „Zwölf Mark zum zweiten!“ — Aus dem nahegelegenen Gasthaus ertönt lautes „Hallo“. „Zwanzig Mark!“ ruft im Chorus die herbeistürmende, mit blauen Schleifen geschmückte Männerchor. Der Gerichtsvollzieher kennt sie. „Zwanzig Mark zum ersten!“ — „Dreißig Mark!“ — Der Gutsherr bietet. — „Vierzig Mark!“ — Der Gutsherr stellt sich vor. — Ein Händedruck darüber, hinüber. — „Vierzig Mark zum ersten!“ — „Fünfzig Mark!“ — Bei dem Gebote „Siebzig Mark!“ fällt der Hammer. Der Zuschlag ist den vom Sängerkreis heimkehrenden Männern erteilt worden. — Vor der Hütte der alten Frau verammelt sich alles. Die Versteigerung hat ein sehr gutes Resultat ergeben. Bis in die späte Nacht hinein hatte die Ortschaft Feiertag, und nie im Leben und an keinem andern Ort hat der Gesang der Sängler reiner und schöner geklungen. Am andern Morgen nach dem Gange des herrlichen Sonnenlichts: „Zieh hinaus beim Morgengrauen, will das Dorf verlassen!“ empfahlen sich die lieben Wohlthäter.

Die Regierung von Mecklenburg-Schwerin hat die Abhaltung der großen internationalen Taubenschießen (auf lebende Tauben) im Ostseebad Heiligendamm für die Zukunft verboten. — Bravo!

Litteratur.

Weibliche Schriftsteller und Journalisten giebt es in Frankreich augenblicklich nicht weniger als 2150, die Zahl der maledenen und weiselnden Künstlerinnen beträgt 700. Unter den Schriftstellerinnen sind 1000 Romanistinnen, 200 lyrische Dichterinnen, 150 Erziehungschriftstellerinnen.

Statistisches.

Die Gesamtzeugung der Erde von Tabak kann man ungefähr auf durchschnittlich 1000 Millionen Kilogramm pro anno rechnen. Interessant ist der Verbrauch an Tabak pro Kopf in den einzelnen Ländern. Der Holländer ist als stärkster Raucher bekannt. In Holland kommt nämlich auf den Kopf nicht weniger als 6¼ Pfund pro Jahr. An zweiter Stelle steht Belgien mit 5 Pfund pro Kopf. Der Türke verbraucht durchschnittlich 4 Pfund Tabak das Jahr, Amerika 3¼ Pfund pro Kopf. Es folgen in abwärts gehender Richtung: Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, endlich von europäischen Staaten so ziemlich als Mindestkonsument England.

Ehrenmeldung.

Ein menschenfreundlicher Fabrikherr. Für die Gesundheit ihrer Arbeiter hat die im Thale von Dornbirn gelegene Spinnerei J. M. Hammerle musterhaft gesorgt. In den geräumigen Arbeitsräumen ist eine durch Wasserkräusen gefühlte Lüftung eingeführt. An die Arbeitsräume stoßen Wasch- und Baderäume. Die Fabrik umgeben mit Ruhebanken versehene Gartenanlagen, in denen sich ein mit Leinwandhülle umfriedigtes Wasserbassin für kostenfreie Bollbäder befindet. In einer Fabrikküche werden täglich 180 Mittagmahlzeiten bereitet und unter dem Selbstkostenpreis für je 12 Kreuzer an männliche und 10 Kreuzer an weibliche Arbeiter veräußert; nachmittags wird Kaffee mit guter, aus der Fabrikmeierei gelieferter Milch abgegeben. Eine Arbeiterkommerzien, 1100 Meter hoch, dient Kranken und Genesenden als Luftkurort. Eine Unterstützungskasse für alte und arbeitsunfähige Arbeiter wird lediglich von der Firma unterhalten. In das grüne Berggelände ist eine Kolonie von 50 Arbeiterhäusern, kleinen, schmunen und behaglichen Buntan, hineingefügt, die die Arbeiterfamilien in Monatszahlungen um den Herstellungspreis, 2600 bis 3600 Gulden, erwerben. Mit der Kolonie verbunden ist das Haushaltungsgelände für Arbeiter, in dessen Erdgeschoss eine Arbeiterkuchenschule mit dem Lehrsaal für den Haushaltungskurs, und in dessen oberen Stockwerken ein Musiksaal, die Bibliothek und die Näh- und Schneiderei untergebracht sind. 1895 wurden alle Arbeiter auf schadhafte Zähne untersucht, die schadhafte befundenen Zähne gefüllt, und seitdem sind Zahnleiden in der Fabrik eine Seltenheit geworden.

Miscellen.

Die drei Schwestern.

Es fuhren drei Schwestern in Hallein mit ihrer Mama ins Salzbergwerk ein. Und als sie fuhren am salzigen See, da sagte die eine Schwester: „O weh!“ Wenn jetzt das Gewölbe zusammenbricht, so sehn wir wohl nimmer der Sonne Licht. Ein Grab, so mitten im Berge zumal, wär' gräßlich, Mama, doch ideal!“ Die zweite indes sah den Führer an, der durch die salzige Flut schob den Kahn; Sein Schnurrbart war so wunderschön, sie konnte sich nicht satt dran sehn. „O sieh doch, Mama, den Schnurrbart dort! Der ist wohl das Schönste an diesem Ort.“ Die dritte zog heimlich aus ihrem Kleid eine gläserne Flasche, hübsch lang und breit; Die füllte sie an mit salzigem Raß. „Für dreimal Kochen genügt mir das —“ So sprach sie und steckte die Flasche ein. „Das wird doch, Mama, nicht verboten sein?“ Dies hörte und sah ein Herr mit an, der gleichfalls sah im schwankenden Kahn; Der trat jetzt plötzlich vor die Mama und sprach: „Ach biß' um diese da.“ (Luth. Bl.)